



Caspar Hirschi
Wettkampf
der Nationen

*Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft
an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*

Wallstein

Caspar Hirschi
Wettkampf der Nationen

Caspar Hirschi
Wettkampf der Nationen

*Konstruktionen
einer deutschen Ehrgemeinschaft
an der Wende vom Mittelalter
zur Neuzeit*



WALLSTEIN VERLAG

Publiziert mit Unterstützung des Schweizer Nationalfonds
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

pour Prune

Inhalt

Dank	9
Einleitung	11
Vorspann	11
Fragestellung, Methode, Aufbau	13
Ausblick	16
I. Theorie	17
Aufbau und Argumentation	19
I.1. Die Nation: Ein Kind der Moderne?	23
I.1.1. Modernistische Nationalismustheorien	24
I.1.2. Leser und Lehrer der Modernisten.	30
I.1.3. Mediävistische »nationes«-Forschung	34
I.1.4. Unterscheidungskriterien vormoderner und moderner Nationenbildung.	35
I.2. Die Methodenfrage	45
I.2.1. Vorteile einer konstruktivistischen Nationalismustheorie	45
I.2.2. Theorie und Definitionen.	56
I.3. Der Humanismus: Vater der Moderne?	64
2. Von der Antike zum Humanismus:	
patria und natio im Mittelalter	77
Aufbau und Argumentation	79
2.1. Der Diskurs der patria: Monarchische Elitendisziplinierung.	84
2.1.1. »Le saint royaume de France« als »patria communis«	86
2.1.2. Die patria Germania und das römische Recht: Lupold von Bebenburg	93
2.1.3. Lupolds Deutschlandkonstrukt: Ein Universalisierungssprung	103
2.1.4. Patria im deutschen Humanismus.	107
2.2. Von der natio zur Nation	124
2.2.1. Die nationes an den Universitäten und die Nationalisierung Böhmens	125
2.2.2. Das Konstanzer Konzil und die Konstruktion einer nationalen Wettkampfrhetorik	135
2.2.3. Von den kirchlichen Gravamina zur nationalen Romfeindschaft	143
2.2.4. Politisierung des Sprachraums und Nationalisierung der Politik	157

3. Der italienische Humanismus:	
Kulturimperialismus als Anstoß der Nationalisierung	175
Aufbau und Argumentation	177
3.1. Antibarbaries	181
3.2. Der Barbarendiskurs der griechischen und römischen Antike .	182
3.3. Die Italia im italienischen Humanismus.	188
3.3.1. Imperiale Zivilisation gegen imperiale Barbarei	188
3.3.2. Romanisierung Italiens:	
Die expansive Republik des Cola di Rienzo	188
3.3.3. Italien als Schutzgebiet Roms vor den Barbaren:	
Petrarca	194
3.3.4. Sprachkritik als Reisebericht –	
Petrarcas Autopsie von Textlandschaften	199
3.3.5. Vom humanistischen Barbarendiskurs	
zur Nationalisierung	210
3.3.6. Wer war »Italien«? –	
Bausteine einer Gemeinschaft von Nichtverwandten.	214
3.3.7. Italien als rhetorische Waffe der Florentiner	
Außenpolitik: Coluccio Salutati	218
3.3.8. Italien als Raum politischer Hegemonialansprüche:	
Leonardo Bruni	228
3.3.9. Die Autonomisierung des humanistischen Italiens:	
Lorenzo Valla und Flavio Biondo	236
3.4. Das stereotype Bild der Deutschen	
im italienischen Humanismus	243
4. Humanistischer Nationalismus in Deutschland	251
Aufbau und Argumentation	253
4.1. Das agonale Prinzip	258
4.1.1. Kultur kommt von Konkurrenz: Burckhardts Griechen	258
4.1.2. Die Ehre der Nation:	
Wie das Ausland zur Windmühle wird	263
4.1.3. Die Universalität nationaler Agonalität	268
4.1.4. Wettkampfterrain 1: Herrschaft und Territorium.	270
4.1.5. Wettkampfterrain 2: Religiöser Leistungsausweis.	277
4.1.6. Wettkampfterrain 3: Moral- und Sittenindex.	280
4.1.7. Wettkampfterrain 4: Mechanische Künste.	282
4.1.8. Wettkampfterrain 5: Freie Künste	289
4.1.9. Die Autonomisierung der Nation	297

4.2. Antibarbaries	302
4.2.1. Die »Heimatfront«: Zivilisierung und Pazifizierung der rohen Deutschen	302
4.2.2. Die »Außenfront«: Deutschland – Hort der Zivilisation	310
4.3. Antiromanitas	320
4.3.1. Diskursreferenzen: Gravamina, disciplina morum, Tacitus	321
4.3.2. Deutschland – Insel reiner Ursprünglichkeit und Männlichkeit	326
4.3.3. Vaterlandsverräter und Träger ausländischer »Krankheiten«	338
4.4. Nationalisierung der prisca theologia: Der Druidenmythos	348
4.5. Sozialgeschichte des humanistischen Nationalismus	357
4.5.1. Zur funktionalistischen Methode	357
4.5.2. Vertikale Mobilität: Klienten und Patrone.	359
4.5.3. Horizontale Mobilität: Stadtkultur und Buchdruck	365
4.5.4. Priesterweihe und Nobilitierung: Die soziale Selbstreferentialität im Nationsdiskurs.	370
4.5.5. Mit dem Rücken voran: Zur Funktion des humanistischen Nationalismus	376
5. Deutsche Nationsdiskurse im Zeitalter Karls V. und der Reformation	381
Aufbau und Argumentation	383
5.1. Von der »libertas Germaniae« zur »teutschen Libertät«	389
5.1.1. Die Bumerangwirkung der habsburgischen Wahlpropaganda	389
5.1.2. Nationalität als Wahlkriterium	393
5.1.3. Die reichsstädtische Xenophobie als antifranzösische Drohkulisse	399
5.1.4. Deutschland: Peripherie eines universalen Kaiserreichs	401
5.1.5. Antikaiserliche Fürstenpolitik im Namen der deutschen Libertät	404
5.2. Reformation, Glaubensspaltung und konfessioneller Nationsdiskurs	413
5.2.1. »Meine lieben Deutschen, die vollen Säue« – Luther und die deutsche Nation.	416
5.2.2. Evangelische Antiromanitas und katholische Antibarbaries	428

5.3. Kontinuität und Transformation des humanistischen Nationsdiskurses	441
5.3.1. Vom Wettkampffieber zur Endzeitstimmung	445
5.3.2. Nischen eines akonfessionellen Nationsdiskurses	451
5.4. Die Kombination der Nationsdiskurse im Schmalkaldischen Krieg	463
5.4.1. Antikaiserlicher Nationalismus	464
5.4.2. Auftritt einer protestantischen Nation	473
5.4.3. Katholische Gegenpropaganda im Zeichen der Bauernkriegsrhetorik	476
5.5. Die Vereinheitlichung von Reichs- und Sprachgrenzen im Fürstenkrieg	481
5.6. Nationsdiskurse im konfessionellen Zeitalter: Eine Stütze der Reichseinheit?	485
Vom Humanismus zum Holocaust? – Ausblick und Schluss.	489
Literaturverzeichnis	502
Register der Personen- und Kollektivnamen	541
Register der geographischen Namen	552

Dank

Das vorliegende Buch geht aus Studien hervor, die ich zwischen 1997 und 2003 in Tübingen, Freiburg i. Ü. und Basel betrieben habe. Es stellt die revidierte Fassung eines Textes dar, den die Philosophische Fakultät der Universität Freiburg i. Ü. 2004 als Dissertation angenommen hat. Auf dem Weg des Forschens und Schreibens haben mich viele Menschen begleitet und gefördert – Berufskollegen, Freunde und Verwandte. Ihnen möchte ich meine große Dankbarkeit bezeigen.

Mein Interesse für die Geschichte des Alten Europa hat vor zehn Jahren Volker Reinhardt geweckt und seither mit der ihm eigenen gedanklichen Elastizität und Virtuosität genährt. Zu Beginn meiner Assistenz stattete er mich für die Lehre und Forschung mit einem großen Vertrauenskapital und allen Freiheiten aus, derer ich bedurfte. Die flache Hierarchie am Lehrstuhl und den kollegialen Austausch mit meinem Doktorvater wusste ich sehr zu schätzen. Einen idealen Zweitgutachter meiner Dissertation erhielt ich in der Person Hans-Joachim Schmidts. Er nahm sich die Zeit, die Arbeit mit Akribie zu lesen, und gab mir dank seiner Sachkenntnis und Differenzierungsgabe wertvolle Vorschläge für die Schlussredaktion der Studie.

Eine zweite wissenschaftliche Heimat fand ich nach dem Lizentiat in der interdisziplinären Forschungsgemeinschaft des Projekts »Humanismus«, das von der Gerda Henkel Stiftung finanziert wird. Den Zugang zu diesem Kreis öffneten mir Anton Schindling, mein Förderer aus Tübinger Studienzeiten, und Gerrit Walther, der Koordinator des Projekts. An den Arbeitsgesprächen und Tagungen erhielt ich zahlreiche Anstöße und fand überdies eine Geselligkeit vor, an der auch die Humanisten ihre Freude gehabt hätten. Das Klima gegenseitigen Vertrauens ermöglichte offene und intensive Debatten. Dieter Mertens half mir durch genaues Zuhören und kritisches Nachhaken, meine Thesen über das humanistische Nationskonzept zu konkretisieren. In seiner unveröffentlichten Habilitationsschrift und seinen Aufsätzen fand ich eine Fülle von Ideen. Eine Rohfassung des vorliegenden Buches hat Gernot Müller gelesen und mir Hinweise zur Verbesserung von Gliederung und Inhalt gegeben. Darüber hinaus durchleuchtete er die Übersetzungen lateinischer Zitate auf Fehler und Ungenauigkeiten. Johannes Helmrath vermittelte mir Einsichten in die Abhängigkeit des Humanismus von der Scholastik, die ich in meine Theorie der intellektuellen Wettkampfpraxis einbauen konnte. Über Giovanni Nanni versorgte mich Thomas Lehr, über Trithemius Harald Müller mit wichtigen Informationen. Schließlich hat mich Ulrich Muhlack

mit seinen pointierten Stellungnahmen angespornt, selber klare Standpunkte zu beziehen – in Auseinandersetzung mit den seinen.

Wertvolle Hilfe und Förderung erhielt ich auch auf informellen Wegen. Peter Blickle gab mir Auskunft über Nationsdiskurse im Bauernkrieg. Die Passagen zu »Aufbau und Argumentation« prüfte Letizia Manetsch auf ihre Verständlichkeit, und ins Kapitel über die politische Propaganda Leonardo Brunis flossen Gespräche mit Markus Blaser ein. War ich mit meinem Latein einmal am Ende, half mir Thomas Schmid mit dem Doppelwissen des Altphilologen und Mediävisten weiter. Christoph Flüeler stellte mir eine druckfertige Kopie der Schriften Lupolds von Bebenburg zur Verfügung, zwei Jahre bevor er sie mit Jürgen Miethke kritisch edierte. Für die Fahnenkorrektur durfte ich die Kompetenz und Ausdauer von Sonja Tschirren, Erich Gollino und Anton Weilenmann in Anspruch nehmen; letzterer gab sogar noch einigen Übersetzungen den nötigen Feinschliff. Gleich zweimal, vor der Thesenverteidigung und vor dem Druck, hat meine Mutter den Text lektoriert. Sie und mein Vater waren stets interessierte und interessante Gesprächspartner und gaben mir mit ihrer Wertschätzung des Forschungsunternehmens zusätzliche Motivation und Sinnstiftung.

Zwei Personen hatten an der Entstehung des Buches besonderen Anteil: Andreas Hauser stand mir von ersten Projektskizzen bis zu letzten Retuschen mit Rat und Kritik zur Seite. Er studierte die Arbeit intensiv, schlug Verbesserungen zu Sprache und Argumentation vor und verhalf mir dabei zu wichtigen Einsichten. Indem er den Blick beharrlich von den Teilen auf das Ganze richtete, sorgte er dafür, dass ich im Dickicht des Spezialwissens die Orientierung behielt. Der rege Gedankenaustausch mit ihm war für mich eine ideale wissenschaftliche Schule. Aus nächster Nähe hat meine Frau das Gedeihen der Studie begleitet. Dank ihres Interesses, ihrer Bereitschaft zu Lektüre und Diskussion und ihrer vorbehaltlosen Unterstützung wurde mir das Arbeiten leicht. Sie half mir, meine Gedanken zu ordnen, weiterzuspinnen oder in andere Bahnen zu lenken. Vor allem aber bescherte sie mir jenen Reichtum, den das Leben außerhalb der Studierstube birgt. Nichts könnte mir teurer sein.

Basel, im Juli 2005

Einleitung

Vorspann

Im Frühsommer 1444 stehen die Zeichen in der Reichsstadt Metz auf Sturm. Im Westen, hinter der Grenze zu Frankreich, macht ein Heer Anstalten, in Lothringen einzufallen. An der Spitze des Heeres steht der französische König. Er kommandiert mehrere zehntausend Söldner, denen die Arbeit vorübergehend ausgegangen ist. Im Hundertjährigen Krieg zwischen England und Frankreich herrscht gerade Waffenruhe. Als man in Metz von den Truppenbewegungen erfährt, macht sich Ratlosigkeit breit. Niemand hat eine Ahnung, was das Ganze soll. Dann, innerhalb von wenigen Tagen, trifft aus verschiedenen Richtungen die Nachricht ein, der französische König wolle die deutschen Länder bis an den Rhein erobern. Sein Sohn habe behauptet, Frankreich besitze alte Herrschaftsrechte über die Städte im Elsass und in Lothringen. Er komme nun, um diese einzulösen. Das Gerücht macht in allen betroffenen Städten die Runde. Deren Regierungen aber wissen von den besagten Rechten Frankreichs nichts. Sie sind sich sofort einig, dass der französische Angriff widerrechtlich sei. Man appelliert an die Ehre des Reichs und der deutschen Länder, um die ausländische Unterdrückung abzuwenden. Aber der französische König marschiert in Lothringen ein und belagert Metz. Eine zweite Armee, angeführt vom Thronfolger, zieht eine Schneise der Verwüstung durch das Elsass und den Sundgau. Widerstand erwächst ihr kaum. Die Gerüchteküche brodelt weiter, die Angst setzt Phantasien frei. Im Frühherbst, nach wochenlangen Plünderungen und einzelnen Scharmützeln, scheint sich der frühe Verdacht zu erhärten. Der französische König erobert die Stadt Epinal und lässt verkünden, er führe die Herrschaften und Städte diesseits des Rheins in den angestammten Gehorsam Frankreichs zurück. Der Rat von Basel bekommt wenig später vom Dauphin das Gleiche zu hören. Die Basler sehen darin nur den ausländischen Willen, dem Reich zu schaden und die deutschen Länder zu unterdrücken. Noch gelingt es, den französischen Erbprinzen und seine Truppen mit einem aufschiebenden Waffenstillstand von einer Belagerung abzuhalten.

Szenenwechsel: Fast siebzig Jahre später, 1513, schickt der Kaiser einen Hilferuf an die Reichsstädte. Er liegt mit Frankreich im Krieg um die Vorherrschaft in Italien. Die französische Armee macht ihm schwer zu schaffen. In ihr aber kämpfen Tausende von Deutschen, bezahlt vom König von Frankreich. Darum das Schreiben des Kaisers. Es ist den Deutschen nämlich verboten, ausländischen Feinden zu dienen. Über jene,

die sich dem Verbot widersetzen, hat der Kaiser die Acht verhängt. Aber das Ganze nützt wenig. Entrüstet stellt der Kaiser fest, dass so viele Deutsche wie nie zuvor zum Erbfeind der deutschen Nation übergelaufen sind. Er vermutet, dass man in den Städten weiß, wie Frankreich deutsche Landsknechte anwirbt. Darum fordert er die Städte auf, die Sache des Reichs und der deutschen Nation nach Kräften zu unterstützen. Wenig später droht er den Deutschen in französischem Sold, sie an Leib und Leben zu bestrafen und ihre Frauen und Kinder ins Elend zu jagen. Es ist nicht das erste Mal, dass der Kaiser Frankreich als Erbfeind der deutschen Nation bezeichnet. Bei seiner Verteufelung des westlichen Nachbarn erhält er Unterstützung von deutschen Humanisten. Diese behaupten, die Deutschen westlich des Rheins seien immer frei, d.h. deutschen Herren untertan gewesen. Sie wollen dafür sorgen, dass die Freiheit der deutschen Nation auch in Zukunft gewahrt wird. Mit dem Kaiser sind sie sich einig, dass es kein Deutscher aushält, unter einem ausländischen Joch zu leben. Und auf das alte Rom verweisend, verdammen sie den Kriegsdienst für einen fremden Herrn als Verrat am deutschen Vaterland. Seine Nation zu verraten, behauptet der Humanist Aventin, sei viel ärger, als einen Mitmenschen zu hintergehen.

Erneuter Szenenwechsel: In den Wintermonaten 1457/58 gelangt der italienische Humanist Enea Silvio Piccolomini und spätere Papst Pius II. in den Besitz eines unbekanntes Manuskripts. Über Jahrhunderte hat es im Dunkeln eines deutschen Klosters gelegen, bevor es über verschlungene Wege nach Rom entführt worden ist. Der Fund ist eine Sensation. Es handelt sich um eine kleinere Schrift des römischen Autors Cornelius Tacitus, die bald den Titel »Germania« erhält. Das Manuskript wird 1472 in Bologna gedruckt, 1473/74 folgen weitere Editionen in Venedig und Nürnberg. 1498 besorgt der deutsche Humanist Conrad Celtis eine neue Ausgabe in Wien und fügt ihr eine Beschreibung Deutschlands aus eigener Feder bei. Celtis ist es auch, der als Erster Vorlesungen über die »Germania« hält. Die deutschen Humanisten reagieren begeistert auf die Entdeckung. Das erstaunt, handelt es sich bei der Schrift doch um eine Beschreibung von Barbaren. Die Humanisten entnehmen ihr aber die ruhmvolle Nachricht, dass alle Deutschen von einem gemeinsamen Urahn abstammen und bis auf den heutigen Tag eine Blutgemeinschaft bilden. Und sie sehen sich in ihrer Überzeugung bestätigt, dass die Deutschen eine Nation von freiheitsliebenden Kriegern seien. Ihre Aufgabe ist das Unterwerfen und Beherrschen anderer Nationen und die eigene Reinhaltung vor fremdem Einfluss. Diese Gewissheit macht die Humanisten zu Verteidigern der deutschen Sitten und des deutschen Eigentums. Dass ausländische Geistliche in Deutschland predigen, dass die Kurie deutsches

Geld einzieht und nach Italien abzieht, dass fremde Kleider und Gewürze den deutschen Markt überschwemmen, beurteilen sie als Bedrohung der deutschen Nation. Die deutschen Männer laufen Gefahr, weibisch zu werden, und die deutschen Frauen verlieren ihre angeborene Zucht und Keuschheit. Als Martin Luther seine Stimme erhebt, glauben viele Humanisten, den Mann gefunden zu haben, der die deutsche Nation vom ausländischen Joch befreie.

Fragestellung, Methode, Aufbau

Aus heutiger Sicht sind die größten Katastrophen der jüngeren Geschichte, die zwei Weltkriege, eng mit dem Nationalismus verknüpft. Von seiner Zerstörungskraft traumatisiert, bemühte man sich in der Nachkriegszeit, den nationalistischen »Dämon« zu bannen. Diese Bemühungen schienen mit dem Aufbau der Europäischen Gemeinschaft von Erfolg gekrönt zu werden. Zur Entdämonisierung des Nationalismus trugen auch angelsächsische Historiker und Soziologen bei. Sie stellten in den achtziger Jahren die Theorie auf, die Nation sei bloß ein ideologisches Konstrukt jüngerer Datums, zugeschnitten auf die moderne Massengesellschaft. Europäische Intellektuelle nahmen diese Theorie begeistert auf; indem sie die Nation als »Erfindung« entlarvten, sonnten sie sich in der Gewissheit, das Problem erkannt und im gleichen Zug gelöst zu haben. Doch nach dem Kollaps der Sowjetunion war es plötzlich wieder da. Zum Erstaunen der frisch gebackenen Europäer, die mit Freude die nationalen Grenzen in Auflösung sahen, bildete sich im ehemaligen Ostblock ein Flickenteppich neuer Nationen. Das Staunen schlug in Schrecken um, als die Renationalisierung auf dem Balkan zerstörerische Züge annahm. Der Dämon war wieder da, und alles gute Zureden half nicht, ihn aus den Köpfen der »Besessenen« zu vertreiben. So verwarf man in Europa einmal mehr hilflos die Hände, bis die USA militärisch einschritten.

Angesichts der jüngsten Geschichte sind wir gefordert, das Problem des Nationalismus nochmals zu überdenken. Es stellt sich die Frage, ob er nicht doch stärker aus historischen Prozessen von *langer* Dauer genährt ist, als man es wahrhaben will, und ob er nicht gerade daraus sein Beharrungsvermögen zieht. Vor diesem Hintergrund gewinnen bisher wenig beachtete Forschungen an Interesse, die schon im Spätmittelalter wichtige Weichen zur Nationenbildung gestellt sehen. Betrachtet man die oben skizzierten drei Szenen, könnte man sogar den Eindruck erhalten, der moderne deutsche Nationalismus beginne vor der Reformation. Stehen die Nationalsozialisten also auf den Schultern der deutschen Humanis-

ten? Ich bin überzeugt, dass die Wahrheit zwischen diesen extremen Thesen liegt, und dass man realitätsgerechtere historische Modelle findet, wenn man folgende Fragen stellt: Warum denken Menschen in einer ständisch geordneten Gesellschaft in nationalen Kategorien? Was bringt einen Kaiser, der über ganz Europa versippt ist und Untertanen verschiedener Sprache und Kultur beherrscht, dazu, die Ehre der deutschen Nation hochzuhalten und ihre Feinde zu verteufeln? Und endlich: Wer darf sich überhaupt Mitglied der deutschen Nation nennen in einer Zeit ohne Pass und Staatsbürgerrechte, und was hat er oder sie davon?

Um diese Fragen zu beantworten, spannt die vorliegende Studie einen Bogen von der Antike bis in die jüngere Vergangenheit. Diesem Vorgehen liegt die Überzeugung zugrunde, dass das Fortwirken antiker Diskurse nach dem Ende des Römischen Reichs für die europäische Nationenbildung von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Eine solche Langzeitperspektive macht nur Sinn, wenn man auf Spezialstudien zurückgreifen kann, die die einzelnen Themenschwerpunkte abdecken. Dies ist hier der Fall. Die Voraussetzungen stehen daher günstig, zur Tendenz der wissenschaftlichen Spezialisierung einen Kontrapunkt zu setzen. Er scheint mir mehr denn je geboten. Denn wer heute historische Forschung betreibt, läuft Gefahr, vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr zu sehen. Zur Professionalisierung der Geschichtsschreibung gehört der Anspruch, die Vergangenheit möglichst umfassend zu dokumentieren. Die Einlösung dieses Anspruchs auf dem Weg der Spezialisierung geht aber auf Kosten der umfassenden Erklärungskraft der Geschichte. Er führt zur Atomisierung der Geschichte in unzählige unzusammenhängende Mikrogeschichten, die nur ein paar Experten ergötzen. Dieses Buch hingegen versucht anhand der Betrachtung von Bäumen einen Wald zu erfassen.

Auf eine umfassende Perspektive ist auch das methodische Vorgehen ausgerichtet. Die Studie greift verschiedene, bisher voneinander isolierte Forschungsdiskurse auf und stellt zwischen ihnen neue Verbindungen her. Theoriedebatten und Quelleninterpretationen, Literaturwissenschaft und Soziologie, Zeitgeschichte und Mediävistik sollen sich gegenseitig bereichern. Um von Forschungsleistungen anderer Autoren zu profitieren, ist es notwendig, sich mit ihnen kritisch auseinander zu setzen. Daher werden hier interessante Ansätze ausführlich diskutiert. Dieses Vorgehen lehnt sich an die wissenschaftliche Streitkultur im angelsächsischen Raum an. Es beruht auf der Überzeugung, dass *offen* geführte Debatten ein unersetzlicher Antrieb wissenschaftlicher Erkenntnis sind, weil sie die Teilnehmer zu stringenter Argumentation und zum Überdenken ihrer Positionen zwingen. Die in diesem Buch lancierten bzw. aufgegriffenen Debatten haben vor allem Textquellen zur Grundlage: Briefe, Urkunden,

Manifeste, Missiven, Reden, gelehrte Traktate, Gedichte, Flugschriften usw. Auf ihnen baut die Beweisführung auf. Um den einzelnen Text in einen Kontext einzugliedern, wird mit der Vorstellung gebrochen, dass ein Schriftstück ein geschlossenes Ganzes darstellt, hinter dem ein Autor als höhere Einheit steht. Texte werden vielmehr als Foren verschiedener Diskurse verstanden, d.h. als Knotenpunkte von Redeformen, die bestimmte Wirklichkeiten produzieren. Hinter Diskursen stehen weniger einzelne Individuen als soziale Gruppen. Ihren Platz in der Gesellschaft bestimmen sie über die von ihnen monopolisierten Diskurse. Die diskursanalytische Methode ermöglicht es, Schriftquellen so zu lesen, dass sie auch Erkenntnisse zur Sozial- und Herrschaftsgeschichte liefern. Und sie zeigt, dass relativ stabile Redeformen je nach sozialen und politischen Rahmenbedingungen von anderen Absichten geleitet sein und andere Wirkungen zeitigen können.

Inhaltlich ist die Studie folgendermaßen aufgebaut: Das erste Kapitel setzt sich mit den jüngeren Theorien auseinander, die die Nationalismusforschung seit zwei Jahrzehnten dominieren. Diese Auseinandersetzung ist deshalb wichtig, weil die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit von den vorherrschenden theoretischen Lehrmeinungen abweichen. An ihre Kritik schließt eine eigene Theorie der Nationenbildung an, die der vormodernen Geschichte Europas kapitale Bedeutung beimisst.

Im zweiten Kapitel beginnt die historische Überprüfung dieser Theorie. Zuerst werden die mittelalterlichen Voraussetzungen des humanistischen Nationsdiskurses dargelegt. Die Studie geht dabei bis in die Spätantike zurück, wo die Weichen zur mittelalterlichen Herrschafts- und Raumbildung gestellt werden. Die Herrschaftsstrukturen im papstkirchlichen Mittelalter werden als Ausgangspunkt der europäischen Nationenbildung dargelegt. Für spätmittelalterliche Entwürfe Deutschlands ist der Einfluss französischer Diskurse groß.

Das dritte Kapitel beschreibt die Konstruktion Italiens durch italienische Humanisten. Mit dem Humanismus tritt die Nationalisierung von Kultur und Politik in eine neue Phase. Der Prozess beginnt in Italien, wo er aber nur beschränkt zur Entfaltung kommt. Hingegen regen die italienischen Humanisten Literaten in ganze Europa an, auf bestehenden Herrschaftsstrukturen eine eigene Nation zu bauen. Das gelingt in Frankreich am einfachsten. So erhält die Nation neben der kulturellen auch eine politische Dimension.

Dieser Steigerung des Nationalen widmet sich das vierte Kapitel am Beispiel Deutschlands. Neben den Leitmotiven des humanistischen Nationsdiskurses kommen vor allem die Zusammenhänge zwischen Politik, Gesellschaft und humanistischen Lebensformen zur Sprache. Die Huma-

nisten werden als politisierte Intellektuelle beschrieben, die sich von der Nationalisierung der Reichseliten eine Stellung als »nationaler Priesteradel« erhoffen. Damit steigen sie rasch ins Umfeld des Kaiserhofs auf. Die Reformation und die Herrschaft Kaiser Karls V. machen ihnen aber einen Strich durch die Rechnung.

Das fünfte Kapitel untersucht die Wirkungen der Reformation und des Kaisertums Karls V. auf den Nationsdiskurs. Die Ereigniskaskade nach 1519 schafft für das Reden über die deutsche Nation andere und sich stetig verändernde Bedingungen. Der Nationsdiskurs ist schon zu fest etabliert und vor allem zu flexibel, um an den neuen Umständen zu scheitern. Die Humanisten können ihn aber nicht mehr kontrollieren. Ihr Konzept der deutschen Nation wird abgelöst von einer Mehrzahl miteinander konkurrierender Deutschlanddiskurse. Deren Kontinuität durch das konfessionelle Zeitalter hindurch ist für die Ausbildung des modernen Nationalismus entscheidend. Gegenstand der abschließenden Betrachtungen ist die Frage nach der Langzeitwirkung des humanistischen Nationskonzepts bis zum Beginn des Dritten Reichs.

Den fünf Hauptkapiteln sind Einführungen von wenigen Seiten vorangestellt. In ihnen werden die argumentativen und inhaltlichen Leitlinien skizziert. Damit soll zweierlei gewährleistet werden: Wer sich den einzelnen Unterkapiteln zuwenden will, kann die detaillierteren Ausführungen einfacher in die argumentative Gesamtarchitektur einordnen; wer das Buch selektiv lesen will, kann sich rasch einen Überblick über die inhaltlichen Schwerpunkte und Hauptthesen verschaffen.

Ausblick

Die vorliegende Studie versucht zum Verständnis beizutragen, warum wir uns heute einer Nation zugehörig fühlen, unabhängig davon, ob uns diese Gemeinschaft sympathisch ist oder nicht. Bekannte Historiker deuten den Aufschwung der Nationalismusforschung optimistisch als Anfang vom Ende der Nation. Mit Hegel prognostizieren sie, die Eule der Minerva beginne erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug. Zu vorschnellen Schlüssen besteht aber kaum Anlass: Die Einsicht in den Bauplan eines Hauses bringt das Haus nicht zum Einstürzen.

I. Theorie

Aufbau und Argumentation

Wer heute ein Buch über Nationen an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit schreibt, steht unter dem Verdacht, den Zug der Forschung verpasst zu haben und aus trüben Gewässern Ewiggestriges zu fischen. In Soziologie und Geschichte herrscht die Überzeugung vor, Nationen seien ein Produkt der Moderne, d.h. höchstens zweihundert Jahre alt. Wer nach ihnen in einer fernerer Vergangenheit suche, finde entweder nichts oder nur jene nationalistischen Vorstellungen, die er schon mit sich bringe. Mit dieser Haltung distanziert sich die jüngere Forschung nicht nur demonstrativ vom Gemeingut nationaler »Gewissheiten«, sondern auch von der akademischen Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts. Diese sah die nationale Gemeinschaft mit dem Eintritt des Menschen ins Licht der Geschichte als »Keim« angelegt. Aufgabe der Nationalgeschichtsschreiber war es, das Wachstum der Nationen vom Keimen bis zum Blühen nachzuzeichnen.

Die neuen, »modernistischen« Theorien wurden in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts an englischen und amerikanischen Universitäten entwickelt. Wenig später waren sie auf dem europäischen Kontinent bekannt. Ihr Erfolg hat dazu beigetragen, dass ein entgegengesetzter Zweig der historischen Nationenforschung außerhalb von Spezialistenkreisen unbemerkt geblieben ist. Es handelt sich um die Untersuchung der Nationenbildung im Mittelalter. Weniger plakativ von den Positionen der herkömmlichen Nationalgeschichtsschreibung gelöst, betonten Mediävisten seit den späten siebziger Jahren, dass die Nationenbildung im späten Mittelalter eingesetzt habe. Dabei präsentierten sie Belegmaterial, das sich schwer in die Vorstellung einer »Spätestgeburt« der Nation fügen will. Mangels theoretischen Interesses wussten sie aber ihre Ergebnisse nicht für eine Alternativtheorie zum Modernismus fruchtbar zu machen. Daher werden heute zwei wissenschaftliche Diskurse mit unterschiedlicher Intention und Reichweite geführt, die kaum Berührungspunkte aufweisen. Ihre Unvereinbarkeit führt dazu, dass sie sich gegenseitig gar nicht infrage stellen können, auch wenn sie gerade dies beabsichtigen. Die vorliegende Arbeit bezweckt, zwischen Mediävisten und Modernisten eine Brücke zu schlagen. Sie weist das Postulat, die Vormoderne aus der Nationalismusforschung auszugrenzen, zurück und greift mittelalterliches Belegmaterial auf, um eine Theorie der vormodernen Nationenbildung zu entwerfen.

Die Kritik an den tonangebenden Nationalismustheorien konzentriert sich zuerst auf ihre Modernitätsthese. Diese steht und fällt mit der kausalen Erklärung der Nationenbildung. Dabei werden hinter interessanten

Ansätzen methodische Schwächen sichtbar. Entweder umgehen die Theorien die Ursachenfrage mit einer funktionalistischen Erörterung, warum nur die moderne Gesellschaft auf den Nationalismus angewiesen sei (Gellner), oder sie führen die Modernität der Nation auf Ursachen zurück, deren Wirkungen schon vor der Moderne einsetzen (Anderson), oder sie betonen facettenreich den Baustellencharakter der modernen Nationenbildung, ohne die Frage nach ihren Ursachen überhaupt zu stellen (Hobsbawm).

Zu den methodischen Problemen kommen inhaltliche. Die Theorien definieren Nationalismus in der Regel als Forderung nach nationaler Identität von Herrschern und Beherrschten. Man mag über den Nutzen dieses Begriffsgebrauchs geteilter Meinung sein, entscheidend ist, dass die besagte Forderung nicht erst in der Moderne aufkommt. Deutsche Humanisten verneinen schon um 1500 kategorisch, dass ein Ausländer über Deutsche herrschen dürfe, und verankern dieses Verbot in der Propagandaformel der »Freiheit Deutschlands«. Selbst der Kaiser beruft sich auf dieses Prinzip. Und als sich der König von Frankreich 1518 für die Wahl zum römischen König bewirbt, bringt ein Teil der wählenden Fürsten das Argument der nationalen Repräsentation gegen ihn vor. So unterschiedlich die Wirkungen dieses Prinzips damals auch sind, es lässt sich nicht als moderne Schöpfung deklarieren. Auch andere inhaltliche Kriterien, denen die Theorien ein Modernitätszertifikat ausstellen, weisen bei genauerem Hinsehen eine vormoderne Geschichte auf.

Diese Beobachtungen führen zum Ergebnis, dass die Nationenbildung ohne Einbezug der vormodernen Geschichte Europas nicht zu verstehen ist. Es stellt sich von neuem die Frage nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen der vormodernen und der modernen Nationalisierung. Dabei werden Versuche der älteren Forschung interessant, vormoderne Formen der Nationalisierung zu erfassen, ohne organisistischen Modellen zu verfallen. Diese Versuche münden aber in formelhafte Argumentationsmuster, die dem Problem nicht auf den Grund gehen. Ihre mangelnde Erklärungskraft rührt von einem Theoriedefizit her.

Um dieses Defizit abzubauen, wird anschließend die konstruktivistische Methode der modernistischen Nationalismustheorien auf ihre Stringenz geprüft und aus den Ergebnissen eine eigene Theorie der Nationenbildung entwickelt. Der Konstruktivismus beruht auf der Annahme, dass es keine »natürliche« Lebensweise des Menschen gebe, sondern jede Gesellschaftsform gestaltet sei – etwa durch das Zusammenwirken spezifischer Wahrnehmungsstrukturen und Umweltfaktoren. Vom Prinzip, keinen Gegenstand für selbstverständlich zu halten, leiten konstruktivistische Methoden ihr umfassendes Erklärungspotential ab. Dieses lösen die füh-

renden Nationalismustheorien nur beschränkt ein. Sie grenzen die »konstruierte Gemeinschaft« der Nation von »echten Gemeinschaften« ab. Die Nation erhält einen Geschmack des Fiktiven und Verlogenen, während vormoderne Lebensformen in vermeintlicher Natürlichkeit erstrahlen. Diesem verschleierte Substantialismus stellt die vorliegende Studie einen diskursanalytischen Konstruktivismus gegenüber, der die strikte Trennung von Moderne und Vormoderne aufhebt. Er bildet die methodische Basis für die Theorie, dass der moderne Nationalismus nur deshalb so viel Durchsetzungskraft entwickelt, weil er zuvor ausgebildete Nationalismusformen hat reaktivieren, neu kombinieren und potenzieren können. Dieser Theorie zufolge ist die europäische Nationenbildung ein diskontinuierlicher Prozess von langer Dauer, in dem sich Phasen der Autonomisierung und Heteronomisierung abwechseln. Eine erste Autonomisierung erfolgt im Humanismus, der entscheidende Bauteile der nationalistischen Ideologie zusammenstellt. Diese greift der moderne Nationsdiskurs auf.

Die neuzeitliche Nationalisierung wurzelt in singulären Konstellationen des abendländischen Mittelalters. Ausschlaggebend ist die Fortdauer antiker Kulturelemente. Das anachronistische Beharren auf dem universalistischen Herrschaftsmodell der römischen Kaiserzeit erzeugt zentrifugale Kräfte im papstkirchlichen Raum. Diese sind von den Akteuren zwar nicht beabsichtigt, aber unvermeidlich. Voraussetzung ist das dezentrale Gleichgewicht, das sich in den politischen Kräfteverhältnissen des Mittelalters ausbildet. Treten ähnlich starke Akteure mit universalistischen Herrschaftsansprüchen gegeneinander an, entsteht eine Konkurrenz ohne Ende. Diese Konkurrenz erhält mit der Zeit eine Eigendynamik, die den übergeordneten Rahmen der christlichen Glaubensgemeinschaft sprengt. Die Nationalisierung von politischen und gelehrten Eliten ist zugleich Ausdruck und Motor dieser Eigendynamik. Die Autonomisierung des Nationsdiskurses führt letztlich dazu, dass die europäische Staatenkonkurrenz auch ohne universalistische Herrschaftsziele erhalten bleibt, ja sogar gesteigert wird.

Diese Radikalisierung zeichnet sich im Humanismus ab, und ihr geht die Abhandlung in den folgenden Kapiteln nach. Damit klar ist, wovon wir sprechen, wird im letzten Abschnitt des Theorieteils der Humanismusbegriff geklärt. Wieder stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Humanismus und Moderne. Einer wirkungsmächtigen Forschungstradition zufolge, die auf Jacob Burckhardt zurückgeht, stellt die humanistische Bewegung den Durchbruch zum modernen Individualismus und Atheismus dar. Die Humanisten werden dabei als philosophische Repräsentanten der Renaissanceepoche betrachtet, in der die Wende vom Mit-

telalter zur Neuzeit erfolgt sei. Die Einschätzung, der Humanismus stehe am Beginn des modernen Denkens, steht seit längerem in der Kritik. In der Nachfolge Paul Oskar Kristellers wird dem Humanismus ein moderner, atheistischer und philosophischer Charakter abgesprochen. Die Humanisten erscheinen als Literaten, die in vielerlei Hinsicht tief im Mittelalter verwurzelt sind. Was sie untereinander verbinde, sei weder ein neues Menschenbild noch eine neue Wahrnehmung der Welt, sondern das Interesse an antiken Texten, deren Rhetorik sie zu imitieren suchten. Dass der Humanismus auf Politik, Wirtschaft und Gesellschaft einen zukunftsweisenden Einfluss ausgeübt habe, wird weitgehend verneint. Der Auftakt zur Moderne erfolge viel später.

So unumstritten viele Kritikpunkte am Burckhardt'schen Humanismus-Bild sind, so ausgeprägt ist die Tendenz der jüngeren Forschung, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Viele Philologen entwickeln aus ihrer beeindruckenden Quellenkenntnis eine Meisterschaft in relativistischem Denken. Für jede Behauptung haben sie eine Gegenbehauptung bereit, für jedes Beispiel ein Gegenbeispiel. Verallgemeinerungen sehen sie in erster Linie als Verfälschungen. So liegt heute an der Stelle von Burckhardts grandiosem Theoriegebäude eine Menge Marmorstaub. Diesem Trend will die vorliegende Studie gegensteuern, indem sie diejenigen Tendenzen heraushebt, in denen dem Humanismus eine innovative Wirkung zukommt. Dazu gehören die philologischen Leistungen in der Edition alter Manuskripte, die Durchsetzung einer literarischen Kultur auf säkularer Basis sowie die Revolutionierung der Propagandatechniken in Politik und Gesellschaft. Diese drei dynamischen Brennpunkte der humanistischen Bewegung sind auch für das Verständnis der Nationskonstruktion deutscher Humanisten von Bedeutung.

1.1. Die Nation: Ein Kind der Moderne?

Nationen besitzen eine Aura der Ursprünglichkeit. Ihre Geburt scheint in einer Vergangenheit verankert, die zeitlich fern und emotional nah ist. Mehr noch: die eigene Nation existiert für viele schon lange vor ihrer mythischen Geburt. Nationen werden von ihren Agenten als Resultate eines natürlichen Werdens oder göttlichen Wollens verstanden. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das die Mitglieder einer Nation verbindet, nährt sich aus der Überzeugung, in ein Reich historischer Notwendigkeit eingebettet zu sein.

In den »Autobiographien«¹ der europäischen Nationen steht die Moderne nicht als Zeitalter ihrer Geburt, sondern ihrer Wiedergeburt oder späten Vollendung. So verkündeten die Anhänger der Französischen Revolution, diese habe die gallischen Urbewohner von den fränkischen Invasoren – dem Adel – befreit und der französischen Nation ihre natürliche Ordnung wiedergegeben. Deutsche Nationalisten sahen in der Reichsgründung von 1871 verwirklicht, was Deutschland seit dem Mittelalter angestrebt, aber nicht zustande gebracht habe. Und für die liberalen Gründer des Schweizerischen Bundesstaats wurde 1848 jene Freiheit zu neuem Leben erweckt, für die ihre Vorväter seit 1291 gekämpft und geblutet hätten.

Die modernen Nationalisten haben ihren Bruch mit der Vergangenheit durchaus erkannt. Aber sie glaubten an eine übergreifende Kontinuität, in deren Namen sie agierten. Sie kehrten einer Vergangenheit den Rücken, die ihnen jung, fremdländisch oder dekadent schien, und wollten den Weg zur ursprünglichen Natur der Nation freilegen. Ihre Rhetorik propagierte einen Fortschritt, der den Wurzeln verpflichtet bleiben und das Vertraute stärken sollte. Der Nationalismus bediente sich eines Legitimationsmusters aus vormodernen Gesellschaften: Er verkaufte Neuerungen als Rückkehr zur guten alten Zeit, die durch Fehlentwicklungen verschüttet worden sei.

1 Der Begriff der Autobiographie spielt auf die rhetorische Figur des nationalen »Wir« an, das die Identität eines handelnden Nationalsubjekts in Gegenwart und Vergangenheit suggeriert: »Wir« Schweizer haben die Österreicher am Morgarten besiegt, »wir« Engländer haben den Fußball erfunden, »wir« Amerikaner sind als Erste auf dem Mond gelandet, »wir« Deutschen haben uns in der Judenvernichtung mit Schuld beladen. Eine Nation besitzt ein eigenes Gedächtnis und eine eigene Ehre – als abstrakte Summe der Verdienste und Schandtaten ihrer lebenden und toten Mitglieder. Die exzessive Verantwortung für das nationale Kollektiv (inkl. Ungeborene!), die der Nationalismus dem Individuum aufbürdet, wirkt zugleich als reiches Prestigeangebot und unerbittliches Zwangsmittel.

Das nationalistische Geschichtsverständnis steht in polarem Gegensatz zu dem der neueren Nationalismusforschung. Von wissenschaftlicher Seite wird heute meist postuliert, die Nation sei ein modernes Artefakt, konstruiert vom Nationalismus, der wiederum ein ideologisches Produkt der Moderne sei. Die aus Theologie und Evolutionslehre geschöpfte Metaphorik des Nationalismus steht damit einer Wissenschaftssprache gegenüber, die im gleichen Zusammenhang die Vorstellung von Baustellen und Kunstwerken evoziert. Damit hat die Nation der Nationalisten mit der Nation als wissenschaftlichem Objekt kaum mehr etwas gemein.

1.1.1. Modernistische Nationalismustheorien

Die neuere Nationalismusforschung ist entscheidend von drei Publikationen geprägt worden, die unabhängig voneinander 1983 erschienen. Es handelt sich um »Nations and Nationalism« von Ernest Gellner, »Imagined Communities« von Benedict Anderson und einen von Eric Hobsbawm und Terence Ranger herausgegebenen Sammelband über »Invention of Tradition«. Die Autoren haben in diesen Büchern das Nachdenken über Nationen und Nationalismus nicht neu erfunden. Erstens hatten Gellner und Hobsbawm seit den frühen sechziger Jahren zu diesem Thema publiziert und dabei die maßgeblichen Bausteine ihrer Theorien dargelegt.² Und zweitens tauchen, wie zu sehen sein wird, mehrere Leitargumente ihrer Arbeiten schon in älteren Studien anderer Autoren auf.³

Die drei Bücher stehen auf den nächsten Seiten deshalb im Mittelpunkt, weil sie eine Forschungswelle ins Rollen gebracht haben, die seither stetig angewachsen ist. Die Besprechung ihrer Theorien soll dazu dienen, die Voraussetzungen der neueren Nationalismusforschung offen zu legen und ihre Kernaussagen zu überprüfen. Der Akzent wird dabei,

- 2 Dass Anderson von Gellners älteren Studien inspiriert worden ist, erscheint plausibel, auch wenn er sich von dessen konstruktivistischem Ansatz distanziert; Anderson: Die Erfindung, S. 15; Gellner: Thought (1964), S. 147 f.; ders.: Contemporary Thought (1974), S. 141-157; ders.: Nationalism or the New Confessions (1979), S. 265-276; Hobsbawm: The Age (1962); ders.: The Limits (1969); ders.: Some Reflections (1972).
- 3 Vgl. Kap. 1.1.2.; als Urvater der konstruktivistischen Nationalismustheorie kann Ernest Renan betrachtet werden. Seine 1882 geprägte Formel der Nation als »plébiscite de tous les jours« entstand vor dem Hintergrund des deutsch-französischen Seilziehens um Elsass-Lothringen, wird aber heute noch gerne benutzt, um die Interdependenz von Nationalismus und Demokratie zu unterstreichen; Renan: Was ist eine Nation?, S. 35.

bedingt durch das Thema dieser Arbeit, vor allem auf die genetische Argumentation der Studien gesetzt⁴: Welche Entstehungsbedingungen unterlegen die Autoren der Nation, und wann stellen sie deren Eintreten fest? Wie begründen sie die Behauptung, nationalistisches Denken und Handeln sei in vormodernen Gesellschaften inexistent gewesen?

Trotz markanten inhaltlichen und konzeptionellen Differenzen ihrer Theorien stimmen Gellner, Hobsbawm und Anderson in wichtigen Punkten überein:

1. Sie verstehen die Nation als unvermeidliches Erzeugnis der Moderne, das unter vormodernen Lebensbedingungen nicht denkbar gewesen ist. Gleichzeitig heben sie die unnatürliche und gewaltsame Entstehung der Nation hervor.⁵
2. Sie leiten die Nation nicht aus philosophischen oder kulturellen Bewegungen wie der Aufklärung oder Romantik ab, sondern aus dem Mobilisierungsschub und den sozialen Umwälzungen, die der moderne Staat, die Industrialisierung und/oder der Printkapitalismus herbeigeführt haben.⁶
3. Sie halten die Nation nicht für eine konkrete Gemeinschaft, sondern für eine fortdauernde kollektive Abstraktion, die zuerst von den intellektuellen Eliten in modernen Hochkulturen erbracht worden sei. Die Nation lasse sich nur in festen Symbolen und Ritualen vergegenwärtigen, die für ihren Fortbestand unerlässlich seien.⁷

4 Andere Schwerpunkte der neueren Nationalismustheorien wie die Typologie von Nationen oder die Frage nach dem Ende des Nationalismus kommen nur dann zur Sprache, wenn sie für die Entstehungstheorien von Belang sind. Einen umfassenderen Überblick über die neueren Nationalismustheorien mit partieller Kritik der modernistischen Ansätze bietet Smith in: Nationalism; Gellners Nationalismustheorie am intensivsten durchleuchtet hat O'Leary in: Ernest; erhellende Überlegungen zu Chancen und Grenzen von Gellners Theorie stellen auch Nairn und Mouzelis an; Nairn: The Curse; Mouzelis: Ernest.

5 Hobsbawm: Introduction, in: ders. / Ranger (Hg.): Invention, S. 7-14; ders.: Nationen, S. 20 f.; Gellner: Nationalismus und Moderne, S. 77; Anderson bezeichnet die Nation als »kulturelles Kunstprodukt« in: Die Erfindung der Nation, S. 13.

6 Gellner: Nationalismus und Moderne, S. 42 f., 165 f., 182 f.; Anderson: Die Erfindung, S. 14, 39-47; erstaunlicherweise wird die sozialgeschichtliche Argumentation vom historischen Materialisten Hobsbawm zwar beschworen, aber am wenigsten konsequent durchgezogen; Hobsbawm: Introduction, in: ders. / Ranger (Hg.): Invention, S. 4 f.; ders.: Nationen, S. 21.

7 Andersons vieldeutiger Begriff der »imagined political community« steht stellvertretend für alle Ansätze; Anderson: Die Erfindung, S. 14; Hobsbawm nimmt das Modell auf in: Nationalismus und Moderne, S. 59; sein Konzept der »Invention of Tradition« bezieht sich direkt auf die Mechanismen der symbolischen und ritu-

4. Sie lehnen eine Definition von Nation aufgrund objektiver Kriterien (Sprache, Abstammung, Territorium usw.) ab, um der Gefahr zu entgehen, eine Norm zu formulieren, die wiederum von nationalistischen Vorstellungen diktiert wäre. Ihre eigenen Definitionen beschränken sich auf die Feststellung, eine Nation sei eine Summe von Menschen, die sich für Mitglieder der gleichen Nation halten und als solche anerkennen.⁸
5. Sie stellen den Nationalismus der Nation zeitlich und logisch voran und halten ihn für die Daseinsgrundlage jeder Nation. Ein Erlöschen des Nationalismus würde über kurz oder lang das Erlöschen der Nation nach sich ziehen. Der Nationalismusbegriff verliert seinen pathologischen Beiklang; er bezeichnet keine krankhafte Überhitzung eines gesunden Patriotismus, sondern ein geschichtlich notwendiges wenn auch ephemeres soziales Ordnungsprinzip.⁹
6. Sie definieren die nationalistische Ideologie als Forderung und Verteidigung eines nach innen und außen souveränen Nationalstaats. Dieser gewährleiste die nationale Identität von Herrschenden und Beherrschten und beanspruche den höchsten Rang in der Hierarchie kollektiver Loyalitäten.¹⁰

Diese grundsätzlichen Übereinstimmungen haben zur produktiven Rezeption der Theorien Gellners, Andersons und Hobsbawms beigetragen, ja sich teilweise zu Schlagwörtern verfestigt.¹¹ Dass der Nationalismus

ellen Konkretisierung der Nation, in: Introduction, in: ders. / Ranger (Hg.): *Invention*, S. 7-14; Gellner wiederum grenzt die Nation von den »echten Gemeinschaften« der vorindustriellen Zeit ab und ruft damit verwandte Assoziationen zu Andersons Leitbegriff wach; Gellner: *Nationalismus und Moderne*, S. 183.

- 8 Anderson: *Die Erfindung*, S. 14; Hobsbawm gibt zwar vor, voluntaristische Definitionen abzulehnen, schlägt dann aber eben eine solche vor: Als Nation versteht er »jede ausreichend große Gemeinschaft von Menschen [...], deren Mitglieder sich als Angehörige einer ›Nation‹ betrachten«; Hobsbawm: *Nationen*, S. 15, 19; etwas komplizierter ist der Fall Gellners, der zwei Definitionen anbietet: eine voluntaristische und eine deterministische: »Zwei Menschen gehören derselben Nation an, wenn sie – und nur wenn sie – dieselbe Kultur teilen, wobei Kultur ihrerseits ein System von Gedanken und Zeichen und Assoziationen und Verhaltens- und Kommunikationsweisen bedeutet.« Gellner entgeht hier einer objektiven Festlegung der Nation, indem er den Kulturbegriff möglichst weit und unbestimmt fasst. Mit anderen Worten: die Aussagekraft der Definition hält sich in engen Grenzen; Gellner: *Nationalismus und Moderne*, S. 16.
- 9 Gellner: *Nationalismus und Moderne*, S. 16; eng an Gellner angelehnt Hobsbawm: *Nationen*, S. 20 f.; Anderson: *Die Erfindung*, S. 14-16.
- 10 Hobsbawm: *Nationen*, S. 20; Anderson: *Die Erfindung*, S. 14 f.; Gellner: *Nationalismus und Moderne*, S. 8.
- 11 Die Internetsuchmaschine Google rief Andersons Begriffsschöpfung der »imagined communities« im Juli 2004 25.200-mal ab (im Singular 11.800-mal), während es

modernen Ursprungs sei, ist in den Sozialwissenschaften mittlerweile Standardwissen; und wer der konstruktivistischen Logik folgt, muss für die Entstehung der Nation ein noch jüngeres Datum postulieren.¹² Dass die drei Autoren in ihrer kausalen Erklärung des Nationalismus stark divergieren, hat ihrer kompakten Wirkung kaum Abbruch getan. Bei Hobsbawm erstaunt dieser Umstand wenig. Er berührt die Frage der Genese nur am Rand.¹³ Bei Gellner und Anderson steht sie aber im Mittelpunkt. Anderson versteht den Nationalismus als »kulturelles System« – eine Kategorie, zu der er auch die »religiöse Gemeinschaft« und das »dynastische Reich« zählt.¹⁴ Als Bedingungen seiner Genese nennt er drei Faktoren, die notwendig, aber nicht hinreichend seien:

1. Die sakrale Schriftsprache der religiösen Gemeinschaft muss von Vulgärsprachen verdrängt werden, die sich als säkulare Hochsprachen etablieren und zur Fragmentierung, Pluralisierung und Territorialisierung der religiösen Gemeinschaft beitragen.¹⁵
2. Die Dynastie muss ihren Rang als einzig denkbare, »naturwüchsige« Herrschaftsform verlieren und der Monarch vom Sockel der unantastbaren Macht- und Wahrheitsposition gestoßen werden.¹⁶
3. Das magische Zeitempfinden, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einer fortdauernden Gleichzeitigkeit verschmelzen, muss von der modernen Vorstellung der Simultaneität verschiedener Ereignisse, gemessen an Uhr und Kalender, abgelöst werden. Dieses Zeitgefühl entsteht erst unter dem Einfluss der säkularisierten Wissenschaften, vor allem aber neuer Medien wie des Romans oder der Zeitung.¹⁷

Hobsbawms Formel der »Invention of Tradition« immerhin auf 9.000 Vermerke brachte.

- 12 Anthony D. Smith, ein (kritischer) Schüler Gellners, konnte 1998 konstatieren: »On one matter, practically all scholars agree. As an ideology and movement, nationalism is modern.« Smith: *Nationalism*, S. 97.
- 13 Sein Interesse gilt der ideologischen Flexibilität und klassenübergreifenden Attraktivität des Nationalismus. Daher legt er den Schwerpunkt auf bestimmte Abläufe in der Konstruktion der modernen Nation, nicht auf ihre Ursachen. Warum die Nation eine moderne Erscheinung sein soll, bleibt in der Schwebe. Hobsbawm belässt es bei der marxistischen Annahme, Nationen seien »von oben konstruiert«, aber nur erfolgreich, weil sie die Bedürfnisse der Basis – scheinbar – befriedigten; Hobsbawm: *Nationen*, S. 21, 59-96.
- 14 Anderson: *Die Erfindung*, S. 19.
- 15 Ebd., S. 19-25, 37.
- 16 Ebd., S. 25-27, 37 f.
- 17 Anderson beruft sich bei diesem Argument auf Erich Auerbachs literaturwissenschaftlichen Klassiker »Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur«; ebd., S. 27-29.

Diese Bedingungen sind für Anderson am Anfang des 16. Jahrhunderts mit der »Verbindung von Kapitalismus und Buchdruck« gegeben. Das marktwirtschaftlich funktionierende Verlagswesen habe Vulgärsprachen in den Rang von Schriftsprachen erhoben. Ihnen ordnet Anderson den größten Einfluss auf die Nationenbildung zu. Die neuen Hochsprachen hätten begrenzte Kommunikationsräume geschaffen, die Vorstellung historischer Sprachgemeinschaften beflügelt und an die Stelle politischer Verwaltungssprachen »Machtsprachen« gesetzt, die zum kulturellen Prägestempel staatlicher Eliten avanciert seien.¹⁸

Das Hauptproblem von Andersons Theorie besteht darin, dass er vom Bestehen der Bedingungen bis zum Beginn des Nationalismus drei Jahrhunderte verstreichen lässt, ohne für diese »Verzögerung« eine plausible Erklärung zu bieten. Sind die Voraussetzungen der Nationenbildung schon in der frühen Neuzeit erfüllt, stellt sich die Frage, was sie denn verhindert hat. Neben Hobsbawm bleibt auch Anderson eine kausale Erklärung für die Modernität von Nationen und Nationalismus schuldig.

Gellners Ansatz in diesem Punkt ist funktionalistisch. Die Frage nach den Ursachen des Nationalismus wird über eine Analyse seiner Wirkungen beantwortet. Gellner glaubt, der Nationalismus sei dann entstanden, als er ein notwendiges und unvermeidliches Ordnungsprinzip der Gesellschaft geworden sei. Diesen Moment sieht er mit der Industrialisierung gekommen. Sie führe eine neue Art der Arbeitsteilung herbei, die »gleichzeitig komplex und auf beständige und kumulative Weise dem Wandel unterworfen ist«. Zudem verlange die Industrialisierung vom Arbeiter nicht mehr, »Materie zu bewegen«, sondern Bedeutungen zu manipulieren.¹⁹ Die Komplexität der Arbeitsabläufe und die damit zusammenhängende Mobilität bedingten die Existenz eines Staats, der seinen Bürgern eine obligatorische Standardausbildung angedeihen lasse. Das staatliche Bildungsmonopol führe zu einer engen Verflechtung neu gezüchteter oder alter Hochkulturen mit dem Staatswesen. Der Nationalismus sei die »äußere Manifestation« dieses Vorgangs und unmittelbar auf die Bedürfnisse der industriellen Massengesellschaft zugeschnitten. Seine Doktrin einer egalitären Kulturgemeinschaft gewährleiste und fördere die soziale Mobilität. Damit interpretiert Gellner den Nationalismus nicht nur als Produkt, sondern auch als Motor der Modernisierung.

18 Dass es im Europa des Ancien Régime gerade die staatlichen Eliten – Monarchen, Fürsten, hohe Adlige, Diplomaten und Beamte – gewesen sind, die allesamt Französisch sprachen, problematisiert Anderson nicht; ebd., S. 39-46.

19 Was die Arbeit in Fabriken mit Bedeutungsmanipulation zu tun hat, legt Gellner nicht näher dar; Gellner: Nationalismus und Moderne, S. 42, 54.

Gellners Theorie liegt die Auffassung zugrunde, dass der Nationalismus in der Agrargesellschaft keine Grundlage habe, weil diese immobil sei und sich einer Gleichsetzung von politischen und kulturellen Grenzen versperre.²⁰ Nun gibt es aber in Europa und Südamerika mehrere nationalistische Bewegungen und Nationalstaatsgründungen, die *vor* der Industrialisierung erfolgt sind.²¹ Sie zeigen, dass Gellners Argumentation historisch schlecht abgestützt ist. Die frühe Neuzeit war nicht derart statisch, wie er sie haben möchte. Seine Beschreibung der Agrargesellschaft entspricht dem frühen und hohen Mittelalter, blendet aber entscheidende Veränderungen seit dem Spätmittelalter aus. Man denke nur an hochmobile Minderheiten wie Studenten, Juristen, Humanisten, Söldner, Kleriker und Kaufleute, an den Frühkapitalismus städtischer Banken und das Druckgewerbe. Wie bei Anderson verdeutlicht Gellners Interpretation der Printmedien, wie schwach sein Modernismus historisch abgestützt ist. Gellner verschärft Andersons Medientheorie, indem er Massendruckergebnissen unabhängig von Form und Inhalt eine nationalisierende Wirkung zuschreibt.²² Warum der Nationalismus dann nicht mit der Massenpropaganda des Reformationszeitalters eingesetzt hat, lässt er aber unbeantwortet.

Dass die frühe Neuzeit bei Gellner zum blinden Fleck wird, hat mit seinem materialistischen Funktionalismus zu tun, für den Nationalismus nur auf der Makro-Ebene der Gesamtgesellschaft wahrnehmbar ist. So kommt das konstruktivistische Prinzip, der Nationalismus sei Baumeister der Nation, unter verengtem Blickwinkel zur Anwendung. Gellner erfasst nicht, dass der Nationalismus je nach Schicht, Klasse und Beruf andere Wirkungen gezeitigt hat und für bestimmte Gesellschaftsträger »funktionaler« gewesen ist als für andere. Ebenso ratlos steht er vorindustriellen Gruppen gegenüber, die schon ausreichend mobilisiert, medialisiert, säkularisiert und politisiert waren, um sich in der nationalen Sprachgemeinschaft ein Konstrukt zu schaffen, das ihrem Leben entsprach. Nationalistische Ideologien konnten schon in der frühen Neuzeit in bestimmten Kreisen und unter bestimmten Umständen handlungsorientierend sein, während sie für die Herrscher und die Mehrheit der Beherrschten keine Funktion erfüllten.²³ Gellners Anspruch, »zu erklären, warum der Natio-

20 Ebd., S. 18-33; erhellend zum Verständnis seines Stufenmodells sind auch die Ausführungen auf den S. 80 f., 89.

21 In Europa gehören Griechenland, Irland, Serbien, Finnland, in Südamerika z.B. Mexiko in diese Kategorie; O'Leary: Ernest, S. 73; Smith: Nationalism, S. 36.

22 Gellner: Nationalismus und Moderne, S. 186.

23 Die zentrale Rolle, die intellektuelle Zirkel bei der Konstruktion der Nation spielten, hat Miroslav Hroch für die mitteleuropäische Geschichte des 19. und

nalismus entstand und sich durchsetzte«, scheidet an der Blindheit seiner Theorie für diese vorindustriellen Minderheiten, die den Nationalismus erfunden und die Nationenbildung entscheidend angestoßen haben. Entgegen seiner eigenen Absicht bietet Gellner nicht eine Erklärung für die Entstehung, sondern höchstens eine für die soziale Ausbreitung und den langfristigen Erfolg des Nationalismus seit dem 19. Jahrhundert.

1.1.2. Leser und Lehrer der Modernisten

Die Reaktionen auf die modernistischen Ansätze fielen in der angelsächsischen Welt direkter und intensiver aus als auf dem europäischen Kontinent. In Amerika und vor allem in England kam eine breite Debatte in Gang, in deren Verlauf mehrere theoretische Varianten und Gegenmodelle entstanden. Diese stellten die Behauptung, Nationen und Nationalismus seien moderne Erscheinungen, kaum in Frage,²⁴ formulierten aber neue Annahmen über die Ursachen und Abläufe der Nationenbildung.²⁵ In Deutschland wurden die Theorien mit einer gewissen Verzögerung registriert, dann aber breit rezipiert und praktisch einhellig als Dekonstruktion der nationalistischen Ideologie begrüßt. Eine wissenschaftliche Debatte über ihre zentralen Behauptungen und theoretischen Prämissen blieb indes aus. Die Rezeption war im Vergleich zu England oberflächlicher und unproduktiver. Ein Grund dafür dürfte die öffentliche Stimmung nach dem Mauerfall gewesen sein. Die unerwartete Wiedervereinigung Deutschlands stieß auch in Wissenschaftskreisen auf spontane Begeisterung. Das Gefühl des nationalen Zusammenwachsens

frühen 20. Jahrhunderts überzeugend nachgewiesen. Ihm zufolge haben die Intellektuellen die Nation als literarisches Gebilde ins Leben gerufen, lange bevor eine breite Nationalisierung oder gar politische Institutionalisierung der Nation eingesetzt hat. Hrochs Beobachtung ist insofern ergänzungsbedürftig, als die gelehrte Erfindung der Nation nicht erst in der Romantik, sondern im Humanismus des 16. Jahrhunderts zu verankern ist; Hroch: *Die Vorkämpfer*, S. 24 f.

24 Eine partielle Ausnahme bildet Hastings, der den englischen Nationalstaat schon im frühen 11. Jahrhundert [!] realisiert sieht; seine Kritik prallt indes an den modernistischen Theorien ab, weil er die Entstehung der Nation jener des Nationalismus um Jahrhunderte vordatiert und damit den Boden des konstruktivistischen Ansatzes gar nicht betritt; Hastings: *The Construction*, S. 38-42.

25 Die Kritik konzentrierte sich auf Gellners und Andersons Marginalisierung der Politik- und Verfassungsgeschichte (so Breuilly: *Nationalism*, S. 35 f.; Giddens: *The Nation-State*; O'Leary: *Ernest*, S. 78 f.) sowie auf ihre Verneinung eines langen »ethnischen« Vorspanns in der Nationenbildung (so Smith: *The Ethnic Origins*, S. 138-144; ders.: *Nationalism*, S. 44-46).

passte schlecht zur wissenschaftlichen Botschaft von der Künstlichkeit alles Nationalen. Man versuchte daher, den Konstruktivismus mit der nationalen Aufbruchstimmung zu versöhnen. In Theorien »kollektiver Identität« erschien die Nation erneut als Quelle der Sinnstiftung und Stabilität, die das moderne Individuum vor Orientierungsverlust bewahre.²⁶ Und Kulturschaffende stellten die Nation in postmoderner Manier als öffentliches Atelier dar, in dem aus Mythengerümpel neue Collagen geklebt werden könnten. Das Bekenntnis zur Künstlichkeit der Nation diene als Freipass zur Neudefinierung des Nationalen im öffentlichen Raum.

Ein zweiter Grund für die unterschiedlichen Reaktionen in England und Deutschland ist forschungsgeschichtlicher Art. In den wissenschaftlichen Foren der angelsächsischen Welt fielen die drei Bücher von 1983 nicht vom Himmel. Vielmehr gaben sie einem Theoriediskurs eine neue Richtung, der schon in der Zwischenkriegszeit initiiert worden war, bis zum Abflauen des Kalten Krieges aber wenig Aufmerksamkeit gefunden hatte. Den Erklärungsansatz, dass die Industrialisierung in einem kausalen Bezug zur Ausbreitung des Nationalismus stehe, hatte schon 1928 der amerikanische Historiker Carlton Hayes aufgestellt.²⁷ In den fünfziger Jahren erweiterte der ebenfalls in Amerika lehrende Soziologe Karl Deutsch diesen Ansatz zu einer umfassenden Theorie der Nationenbildung.²⁸ Ihr zufolge führte die Mobilität der industriellen Gesellschaft zur Bildung umfassender Kommunikationsräume, die mit staatlichen Territorien identisch waren. Der Nationalismus sei eine direkte Folge dieser aus wirtschaftlichen Sachzwängen erweiterten, intensivierten und anonymisierten Informationszirkulation.²⁹ Bis zu Gellners Funktionalismus war es von hier nicht mehr weit.

26 Vgl. Kap. 1.2.1.

27 »Closer observation of the Industrial Revolution should disclose the fact that its effects, important though they may have been on the world at large, have been much more important within the territorial confines of national states. [...] Only a radical improvement in the means of transportation and communication and a revolutionary change in the social life of the masses could introduce the type of political democracy which would foster nationalism. Nationalism as a world-phenomenon could come, as it were, only by machinery, and actually by the machinery of the Industrial Revolution it has come.« Hayes: *The Rise of Nationalism*, in: ders.: *Essays*, S. 50, 51 f.

28 Deutsch: *Nationalism*; ders.: *Der Nationalismus*; ders.: *Nationenbildung*.

29 Demzufolge schenke ein Nationalist »vorzugsweise der Übermittlung und Kommunikation jener Nachrichten Aufmerksamkeit, die spezifisch nationale Symbole enthalten oder die aus einer spezifisch nationalen Quelle stammen, oder die in dem spezifisch nationalen Sprach- oder Kultur-Kode abgefasst werden«; Deutsch: *Nationenbildung*, S. 204.

Was bei Deutsch noch fehlt, ist die konstruktivistische Kontrastrhetorik zum Nationalismus. Aber auch diese hat in der englischen Nationalismusforschung einflussreiche Vorläufer. Wiederum war es Hayes, der die Sprache des Nationalismus früh als irreführend brandmarkte und sich Anleihen bei der Zoologie und Botanik verbat.³⁰ Zum Schleifstein von Gellners Konstruktivismus wurde aber Elie Kedouries waghalsige These von 1960, die Ursache des Nationalismus liege in Kants Konzept der Selbstbestimmung und der Nationalismus selbst sei eine »Erfindung« der romantischen Kantrezeption in Deutschland.³¹ Gellner übernahm und radikalisierte Kedouries konstruktivistische Metaphorik, kehrte dessen idealistischen Monismus aber in einen materialistischen Monismus um.³²

In Deutschland blieb die Forschung zu Nationen und Nationalismus während der Nachkriegsjahrzehnte eine Domäne der Historiker. Die Soziologie nahm sich des Themas seltener an.³³ Ein Perspektivenwechsel von der Ideen- und Politikgeschichte zur Sozialgeschichte fand nicht statt.³⁴ Im Zeichen der Bewältigung des Nationalsozialismus waren die Erkenntnisinteressen in Deutschland anders gelagert als in England und Amerika.³⁵

30 »The basis of nationality is not to be found in inherent mental or spiritual differences among human groups, or, for that matter, in racial heredity or physical environment. Nationality is an attribute of human culture and civilisation, and the factors of zoology and botany are not applicable to it.« Hayes: What is Nationalism? In: ders.: Essays, S. 12.

31 Kedourie: Nationalism, S. 9-31.

32 Gellners (den Kern des Problems verfehlende) Kritik an Kedouries Theorie in: Nationalismus und Moderne, S. 196.

33 Bemerkenswerte Ausnahmen bilden Eugen Lemberg und Emmerich Francis. Lemberg hat den Nationalismus bereits 1950 in Anlehnung an die Wissenssoziologie als umfassendes ideologisches System moderner Handlungsorientierung beschrieben. Damit wurde er als einer von wenigen deutschsprachigen Autoren in den angelsächsischen Wissenschaftsdiskurs integriert. Francis hat 1965 eine Nationentheorie auf ethnologischer Basis aufgestellt, die in jüngerer Zeit vermehrt Beachtung gefunden hat. In seiner begrifflichen Gegenüberstellung von »Ethnos« und »Demos« wird die Schwelle von der Vormoderne zur Moderne aber überbetont; Lemberg: Nationalismus, Bd. 2, S. 53; ders.: Ideologie, S. 34; Seton-Watson: Nations, S. XIII; Francis: Ethnos, S. 60-122.

34 Auch die Übersetzung zweier Studien Karl Deutschs im Jahr 1972 führte nur zu einem schmalen sozialwissenschaftlichen Theoriediskurs, der wenig Neues erschloss. August Winkler und Hans Mommsen gehörten zu den wenigen, die Karl Deutschs Theorie zur Kenntnis nahmen, wenn auch ohne sich von ihr zu weiterführenden theoretischen Überlegungen anregen zu lassen; Deutsch: Der Nationalismus; ders.: Nationenbildung; Winkler: Einleitung, S. 27 f.; Hans Mommsen: Arbeiterbewegung, S. 36-41.

35 Wolfgang Reinhard's Behauptung, der modernistische Konstruktivismus der angelsächsischen Forschung sei von den deutschen Autoren Christian von Krockow

Es dominierte die Suche nach Erklärungen, warum die deutsche Geschichte in eine rassistische Staatsreligion mit industriellem Völkermord gemündet hatte, während die Nationen der westlichen Welt dem Liberalismus verpflichtet blieben. Man konzentrierte sich daher auf die Unterschiede in der Formierung und ideologischen Verpackung der europäischen Nationen, ohne den gemeinsamen Ursachen und Leitprinzipien des Nationalismus Beachtung zu schenken. So führte der Weg ziemlich gerade zur Lehre von den unterschiedlichen Nationstypen zurück wie der »westlich-liberalen« Staats- und der »östlich-autoritären« Kulturnation.³⁶ Von Hayes etwa, dessen Aufsatzsammlung seit 1929 [!] in deutscher Übersetzung vorlag,³⁷ wurden lange fast nur die typologischen Überlegungen rezipiert.³⁸ Dass die Typenlehre nationalistischen Ursprungs ist und bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts dazu gedient hat, nationalen Antagonismen eine wesensmäßige Notwendigkeit zu bescheinigen, haben nur wenige Autoren problematisiert.³⁹

und Walter Sulzbach zu Beginn der sechziger Jahre vorweggenommen worden, ist insofern irreführend, als diese keine umfassende Theorie des Nationalismus formulierten, geschweige denn in der deutschen Nationalismusforschung signifikante Spuren hinterließen; Reinhard: Geschichte, S. 441 f.

36 Alter: Nationalismus, S. 19-59; Lepsius: Extremer Nationalismus; Schulze: Staat, S. 127-150; Winkler: Einleitung, S. 7 f.; Schieder: Typologie, S. 119-135; ders.: Nationalismus; Wolfgang Mommsen: The Varieties.

37 Hayes: Nationalismus, erschienen im Neue-Geist-Verlag Leipzig, herausgegeben und als »das Buch über den Nationalismus« eingeführt von Julius Goldstein.

38 So etwa bei Winkler: Einleitung, S. 7 f.; Hans Mommsen: Arbeiterbewegung, S. 23-25, 28.

39 Zu dieser Minderheit gehören Berdahl: Der deutsche Nationalismus, S. 139-143, und neuerlich Wehler: Nationalismus, S. 51; die oben gemachte Feststellung impliziert nicht, dass Typologien des Nationalismus grundsätzlich ideologisch belastet sind. Dies ist nur der Fall, wenn sie Beschreibungskategorien übernehmen, die zuvor Teil des nationalistischen Diskurses gewesen sind. Bestes Beispiel dafür ist die noch heute gebräuchliche Opposition von »Staats-« und »Kulturnation«, die eine ideologische Frucht des deutsch-französischen Antagonismus im 19. Jahrhundert ist. Hatte Friedrich Meinecke 1907 die Kulturnation noch mit deutscher Tiefe und Ursprünglichkeit verbunden, so definierte sie Hans Kohn vierzig Jahre später als Quelle kollektiver Hybris und Zerstörung. Als solche hat sie in der angelsächsischen Nationalismusforschung bis heute Bestand: Die Nation, im Westen ein glückliches Kind stabiler Staaten, wächst zur Bestie, je weiter sie in die staatenlose Landschaft Mittel- und Osteuropas vorschreitet; Meinecke: Weltbürgertum, S. 4, 13; Kohn: Die Idee; die Fortsetzung und Steigerung der Kohn'schen Dichotomie zu einem »demokratischen Bürgernationalismus« und einem »kollektivistisch-autoritären ethnischen Nationalismus« bei Greenfeld: Five roads; ähnlich Altermatt: Das Fanal; kritisch zur nationalen Selbstbeweihräucherungsfunktion dieses Modells: O'Leary: Ernest, S. 74; umfassend zum Mythos der Kulturnation: Francis: Ethnos, S. 104-122.

I.1.3. *Mediävistische »nationes«-Forschung*

Es mag mit dem moralischen Druck der »Vergangenheitsbewältigung« zusammenhängen, dass die deutschen Neuzeithistoriker der Nachkriegszeit zum Problem der Nationenbildung wenig Wegweisendes zu entwickeln wussten. In Fachgebieten, in denen unbefangener geforscht werden konnte, wurde dagegen Neuland betreten. So vor allem in der Mediävistik. Hier kam es zu einem eigentlichen Produktivitätsschub. Auslöser war eine Neu Beurteilung der frühmittelalterlichen Ethnogenese. 1961 drehte Reinhard Wenskus die herkömmlichen Kausalitäten um, indem er die europäischen Abstammungsgemeinschaften nicht als reale Wurzeln, sondern als ideologische Früchte willkürlicher Herrschaftsbildungen interpretierte.⁴⁰ Diesen Perspektivenwechsel nahm die deutsche Mediävistik auf und übertrug ihn auf das Hoch- und Spätmittelalter.⁴¹ Dabei rückte sie von der nicht hinterfragten Annahme eines »deutschen« oder »französischen« Mittelalters ab, erhärtete aber die These, die monarchische Herrschaftsverdichtung habe vom 13. Jahrhundert an zu einer Nationalisierung königsnaher Eliten geführt. Die mediävistische Forschung beschrieb die Nationenbildung als Vorgang, der sich in Westeuropa über Jahrhunderte hingezogen habe, parallel und in Abhängigkeit vom Prozess der Staatsbildung. Um die strukturelle und ideologische Kluft zur Moderne zu markieren, vermied man den Nationalismusbegriff.⁴² Die Mehrzahl der Mediävisten sprach von einem mittelalterlichen »Nationalbewusstsein«, »Nationalgefühl« oder »Reichspatriotismus«. Zwischen den Zeilen lässt sich die vage Vorstellung erkennen, dass der moderne Nationalismus eine Art Übersteigerung dieser Phänomene darstelle. Die relative Hilflosigkeit dieser Terminologie wurde vom Modernismus der achtziger Jahre bloßgelegt. Da man dem pointierten Kritizismus der Modernisten nichts entgegenzusetzen hatte, kam es zur Spaltung in zwei sich gegenseitig ausschließende Wissenschaftsdiskurse.

Ihre Unvereinbarkeit hat auch methodische Gründe. Die modernistischen Studien verzichteten weitgehend auf Schriftquellen, stützten sich punktuell auf Sozialstatistiken und argumentieren auf der Basis theoretischer

40 Wenskus: Stammesbildung, S. IX.

41 Beumann (Hg.): Aspekte; ders.: Zur Entwicklung; ders.: Zur Nationenbildung; ders.: Europäische Nationenbildung; Ehlers: Elemente; ders. (Hg.): Ansätze und Diskontinuität; ders.: Die deutsche Nation; ders.: Mittelalterliche Voraussetzungen; ders.: Die Entstehung; Graus: Die Nationenbildung; ders.: Kontinuität; Zientara: Nationale Strukturen; Brühl: Deutschland.

42 Eine gewichtige Ausnahme stellt Sieber-Lehmanns Studie »Spätmittelalterlicher Nationalismus« dar.

scher Annahmen, die sie höchstens aus der Vogelperspektive einer Prüfung unterziehen. Die mediävistischen Untersuchungen dagegen pflegen eine quellennahe Historiographie, deren Informationsakkumulation auf Kosten der Theoriebildung geht.⁴³ Diese wird noch nach Jahrzehnten der Forschung mit dem Argument abgelehnt, man befinde sich erst in der »deskriptiven Phase«.⁴⁴ Mit der Devise, sich nur auf die Quellen zu konzentrieren, wird aber deren Erklärungspotential gerade nicht ausgeschöpft. Denn unter dem Vorwand seriöser Selbstbeschränkung glaubt man, sich auf die Modernisten gar nicht einlassen zu müssen. Statt der Auseinandersetzung sucht man die Abkapselung. Umso markanter tritt die beschränkte Aussagekraft der eigenen Forschung hervor. Die Relevanz des Mittelalters für die moderne Nationenbildung ist nie systematisch geklärt worden. Man umgeht das Problem und sendet dabei nicht selten widersprüchliche Signale aus. Ebenso wenig legt man Rechenschaft über das eigene Forschungsinteresse ab. Viele Autoren wecken den trügerischen Eindruck, sich vom Einfluss ihrer Gegenwart ganz gelöst zu haben. So ist der Vorteil der Nachkriegsmidiävistik, relativ frei von den beengenden Imperativen der Vergangenheitsbewältigung arbeiten zu können, mittlerweile zu einer Hypothek geworden.

Die vorliegende Arbeit setzt sich zum Ziel, die Unvereinbarkeit der mediävistischen und der modernistischen Positionen zu überwinden. Dazu stellt sie nicht nur ein alternatives terminologisches Gerüst auf, sondern verbindet Diskurs- mit Sozialgeschichte und Quellenexegese mit Theoriebildung.

1.1.4. Unterscheidungskriterien vormoderner und moderner Nationenbildung

Die Mediävisten sammelten eindruckliches Belegmaterial für Ansätze einer Nationenbildung im Mittelalter, ignorierten bei seiner Aufbereitung aber die Fragestellungen der Modernisten. In dieser Situation gewannen Versuche der älteren Forschung an Interesse, Kriterien zur Unterscheidung von vormoderner und moderner Nationalisierung aufzustellen, ohne das organisatorische Bild vom Keimen, Wachsen und Blühen zu bemühen. Jüngere Forschungen zur neuzeitlichen Geschichte griffen diese Versuche

43 Von diesem Urteil ist wiederum Sieber-Lehmann auszuklammern, der die spätmittelalterliche Nationalisierung in Anlehnung an Karl Deutschs Mobilitätstheorie theoretisch zu fassen versucht (vgl. dazu Kap. 4.5.2.); ebd. S. 337-362.

44 Ehlers: *Erfundene Traditionen?*, S. 150 f.

aus einem gewissen Unbehagen an den starren Positionen der Modernisten wieder auf. Man sprach zaghaft von einer vormodernen Nationenbildung, unter strikter Abgrenzung von der Moderne. Einige Argumente verfestigten sich zu Gemeinplätzen der Forschungsliteratur. Auffallend ist, dass sie bisher keine theoretische Fundierung erhalten haben. Es ist daher ratsam, ihre heuristischen Stärken und Schwächen zu überprüfen.

Das Loyalitätsargument: Die frühneuzeitliche Nation ist der dynastischen Herrschaft und der konfessionellen Glaubensgemeinschaft untergeordnet, während die moderne Nation in der Hierarchie der Loyalitäten den obersten Rang einnimmt.

Die Vorstellung, der Mensch führe eine Prioritätenliste seiner Zugehörigkeiten zu verschiedenen Kollektiven und lege diese seinem Handeln zugrunde, begegnet in der Nationalismuskritik auf Schritt und Tritt. Von ihr hat sich schon Hayes bei seinen Definitionen leiten lassen, und Hans Kohn hat sie in den Theoriediskurs der Nachkriegszeit integriert.⁴⁵ Je nach Standpunkt hat das Loyalitätsargument in der Folge dazu gedient, den zeitlichen Horizont der Nationenbildung auf die Vormoderne auszuweiten⁴⁶ oder auf die Moderne einzuschränken.⁴⁷ Die Attraktivität des Konzepts beruht vorwiegend auf zwei Faktoren: Es betont einen massiven Wandel in der sozialen Dominanz des Nationalen, ohne inhaltliche Kontinuitäten zu verneinen; damit bietet es eine flexible Formel, die verschiedene Theorien absichern kann. Zweitens lässt es sich leicht mit soziologischen Identitätstheorien verbinden, die im Schlepptau des Konstruktivismus Eingang in den Nationalismuskritik gefunden haben.⁴⁸

Ansonsten wirft das Loyalitätsargument mehr Fragen auf, als es beantwortet. Viele Texte, die sich seiner bedienen, lassen offen, ob die Nation in der industrialisierten Gesellschaft *tatsächlich* über der Familie, Klasse oder Konfession steht oder ob der Nationalismus dies nur *fordert*. Beide Annahmen sind problematisch, freilich aus unterschiedlichen Gründen. Unbedingte Opferbereitschaft für die Nation war als Massenphänomen stets auf Kriegzeiten beschränkt. Dabei erfolgte eine Hierarchisierung

45 Hayes: What is Nationalism? In: ders.: Essays, S. 6; Kohn: Die Idee, S. 18.

46 Smith: Nationalism, S. 187; Dann: Einleitung, in: ders. (Hg.): Nationalismus, S. 10; Wehler: Nationalismus, S. 40; Mertens: Nation, S. 123; Schirrmeyer: Nationale Auto- und Heterostereotypen, S. 39.

47 Breuilly: Nationalism, S. 3; Hobsbawm: Nationen, S. 20; Anderson: Die Erfindung, S. 14 f.; Gellner: Nationalismus und Moderne, S. 8.

48 Berding (Hg.): Nationales Bewusstsein; Giesen: Die Intellektuellen; ders.: Kollektive Identität; ders. (Hg.): Nationale und kulturelle Identität; zur Kritik des Konzepts der »kollektiven Identität« vgl. Kap. 1.2.1.

von Loyalitäten nur, wenn verschiedene Zugehörigkeitskonzepte kollidierten. In der Moderne war dies bis zum »Burgfrieden« vor dem Ersten Weltkrieg kaum der Fall. Bei genauem Blick erstaunt das nicht, denn die nationalistische Doktrin ist derart offen und biegsam, dass sie mit anderen Kollektivideologien fast beliebig kombinierbar ist, ohne diese zu unterdrücken.⁴⁹ Als Ende des 19. Jahrhunderts die protestantischen Deutschen und Schweizer ihre katholischen Landsleute als schlechte Patrioten hinstellten, setzten sie nicht einfach das nationale über das konfessionelle Ordnungsprinzip. Sie führten auch die konfessionelle Polarisierung fort – mit nationalistischen Argumenten, die teilweise aus dem 16. Jahrhundert stammten.⁵⁰ Dass in Deutschland und der Schweiz gemischtkonfessionelle Ehen bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts ein gesellschaftlicher Affront blieben, spricht ebenfalls gegen einen klaren Vorrang der nationalen Loyalität. Insgesamt entzieht sich das Konzept der Loyalitätenhierarchie über weite Strecken einer sozialgeschichtlichen Beschreibung.

Anders steht es um die vorsichtigeren Annahme, der moderne Nationalismus beanspruche den obersten Rang kollektiver Loyalitäten. Tatsächlich findet sie im nationalistischen Diskurs reiche Bestätigung. Dass die eigene Nation »über allem« stehe und die vaterländische Pflicht vor keinen Opfern Halt mache, ist ein Gemeinplatz nationalistischer Rhetorik. Das Problem liegt darin, dass diese Rhetorik nicht modern ist. Ihr Ursprung liegt im antiken Rom. Nicht nur Autoren wie Cicero, sondern auch das römische Recht verlangten von jedem römischen Bürger, für das politische Vaterland zu sterben, ja mehr noch: im Notfall auch den eigenen Vater oder Sohn umzubringen.⁵¹ Als Gegenwert stand ewiger Lohn im Himmel in Aussicht. Ein Abweichen von der Norm wurde als Vaterlandsverrat taxiert. Der römische Vaterlandskult floss in der Spätantike in den christlichen Märtyrerkult ein, wurde im Spätmittelalter aber resäkularisiert und auf die westlichen Monarchien übertragen. Im Zeitalter des Humanismus verband sich der Vaterlands- mit dem jüngeren Nationsdiskurs. Hier setzte die Forderung nach Fremd- und Selbstopferung für das nationale Vaterland ein.

Trotz seiner Schwächen besitzt das Loyalitätsargument eine gewisse Erklärungskraft. Um sie für die Nationalismusforschung nutzbar zu machen, ist aber die Diskontinuität der europäischen Nationenbildung einzubeziehen. Das ideologische und politische Gewicht der Nation variiert

49 Man spricht daher auch von liberalem, sozialistischem, religiösem, ethnischem oder rassistischem Nationalismus.

50 Vgl. Kap. 5.2.2. und 5.4.

51 Dazu und zum Folgenden vgl. weiter Kap. 2.1. und 3.3.7.

seit dem Spätmittelalter stark, mit signifikanten Ausschlägen nach oben vor der Reformation und nach der Französischen Revolution. Zudem gelten für die Gesamtgesellschaft andere Konjunkturen als für bestimmte Gruppen. Um diese Ungleichzeitigkeiten zu erfassen, bietet sich ein Maßstab an, dessen Skala von totaler Heteronomie bis zu totaler Autonomie reicht. Die Extrempunkte sind Hilfsgrößen ohne Realität in der sozialen Praxis; dazwischen aber kann man eine Dynamik von Autonomisierung und Heteronomisierung bemessen. Die zwei Ausgangsfragen lauten: Inwieweit und von welchen Akteuren wird die Nation aus anderen Loyalitäten gelöst und zu einer eigenständigen Orientierungsinstanz aufgebaut? Inwieweit und von welchen Akteuren wird sie an andere Loyalitäten gebunden und in deren Dienst gestellt? Auf dieser Basis kann man, um kurz vorzugreifen, die europäische Nationalisierung als Wellenbewegung beschreiben: Ursprünglich als heteronome Binneneinheit der Christenheit konzipiert, erfährt die Nation im Humanismus eine Autonomisierung, beschränkt auf gelehrte Gruppen. Die Konfessionalisierung leitet eine erneute Heteronomisierung ein, die erst von der Säkularisierung des 18. Jahrhunderts aufgehalten wird. Die lange Phase der Autonomisierung in der Moderne bricht nach dem Zweiten Weltkrieg ab; es folgt, zumindest in der westlichen Welt, eine bis heute andauernde Heteronomisierung.

Das Religionsargument: Der Nationalismus hat in der modernen, säkularisierten Gesellschaft die Stellung und Struktur einer diesseitigen Ersatzreligion; die vormoderne Nation demgegenüber war als Äquivalent einer ständischen Ehrgemeinschaft konzipiert und folglich auf exklusive Minderheiten beschränkt.

Die richtungweisende Beschreibung des Nationalismus als politische Religion hat wiederum Carlton Hayes vorgelegt.⁵² Von einem aufklärerischen Impetus geleitet, stellte er die moderne Nation in die Nachfolge der »mittelalterlichen« Kirche. Der Nationalismus habe nicht, wie seine Apostel gerne verkündeten, mit dem Aberglauben aufgeräumt, sondern nur dessen Objekte ausgetauscht. Seine Botschaften seien nicht wahrer als jene der mittelalterlichen Kirche, sondern bloß effizienter auf den Machtanspruch des modernen Staats zugeschnitten.

Die Konjunktur von Hayes' Vergleich begann erst in der Nachkriegszeit. Seither dient er einem ganzen Paket von Erklärungsansprüchen. Mit dem Konzept der Ersatzreligion wird die Durchschlagskraft des Nationa-

52 Hayes: Nationalism as a Religion, in: ders.: Essays, S. 93-125; Hayes' Parallelisierung dürfte wiederum von Emile Durkheims Religionssoziologie angeregt worden sein; Durkheim: Die elementaren Formen.

lismus in der säkularisierten Gesellschaft erklärt,⁵³ seine Modernität untermuert,⁵⁴ seine Verankerung im okzidentalen Christentum belegt⁵⁵ und der Ideologiebegriff als Beschreibungskategorie abgelehnt.⁵⁶ Fallen diese Erklärungen in isolierter Betrachtung teilweise überzeugend aus, so treten bei ihrer Verknüpfung Komplikationen auf. Kaum von der Hand zu weisen ist, dass der moderne Nationalismus aus dem Fundus christlicher Rituale schöpft. Der Nationalfeiertag ist religiösen Feiertagen nachempfunden, die Nationalhymne dem Kirchengesang, die nationalen Gedenkstätten den Wallfahrtsorten; Nationalhelden werden als Erlösergestalten verehrt; Historiker und Sprachwissenschaftler wirken als nationale Theologen, Journalisten als nationale Priester.

Als Unterscheidungskriterium zur vormodernen Nation bieten sich vor allem die öffentlichen Rituale an. Denn bis zur Französischen Revolution fehlen sie so gut wie ganz. Daran lässt sich die beschränkte Massenwirksamkeit des vormodernen Nationsdiskurses klar ablesen. Der frühneuzeitliche Staat drängt die öffentliche Präsenz des Religiösen kaum zurück. Und sich selbst inszeniert er als Personifikation des Monarchen, nicht des Volkes. So kann der vormoderne Nationsdiskurs nur punktuell und kurzfristig Massen mobilisieren. Ansonsten bleibt er auf herrschaftsnahen Bildungseliten beschränkt, hat also elitären Charakter. Dabei wirken ständische Ehrkonventionen in der Tat als Vorbild. Deren soziale Abgrenzungsfunktion wird aber insofern ausgeschaltet, als nationale Ehre als überständisches Gemeingut verstanden wird.⁵⁷

Weniger überzeugend ist eine Abgrenzung des modernen Nationalismus aufgrund seiner ideellen Anleihen beim Christentum. Diese sind alles andere als modern. Der biblische Mythos vom auserwählten Volk Israel wurde schon in der Spätantike von den armenischen Christen beansprucht, später haben ihn die tschechischen Hussiten und die Eidgenossen kultiviert, ganz zu schweigen vom frühneuzeitlichen Selbstverständnis

53 Wehler: Nationalismus, S. 32 f.; Altermatt: Das Fanal, S. 109-111.

54 Seibt: Hussitica, S. 114; Gellner: Nationalismus und Moderne, S. 88 f.; Altermatt: Das Fanal, S. 109-111.

55 Kohn: Die Idee, S. 65; Wehler: Nationalismus, S. 27-30.

56 Anderson: Die Erfindung, S. 19; Wehler: Nationalismus, S. 32.

57 Vor diesem Hintergrund ist auch der von Otto Dann vorgeschlagene Begriff einer vormodernen »Adelsnation« im Gegensatz zur modernen »Volksnation« irreführend. Zur Beschreibung des hochmittelalterlichen Polen mag die »Adelsnation« noch sinnvoll sein, sobald der Nationsbegriff aber abstrakte Sprachgemeinschaften bezeichnet, ist er es nicht mehr. In Deutschland ist dies spätestens im frühen 16. Jahrhundert der Fall, mit Vorläufern bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts; Dann: Einleitung, in: ders. (Hg.): Nationalismus, S. 8 f.; zur Begriffsgeschichte von Nation im 15. Jahrhundert vgl. Kap. 2.2.

Englands als »protestant nation« in göttlicher Mission. Bei der Nationalisierung des Märtyrertods verhielt es sich, wie oben gezeigt, ähnlich. Und in Frankreich wurde bereits im 13. Jahrhundert die eigene »patria« mit dem Heiligen Land gleichgesetzt.⁵⁸

Einem Verständnis des modernen Nationalismus ist hinderlich, wenn man ihn insgesamt als säkular verpacktes Christentum versteht und seine Durchschlagskraft auf eine religiöse Ersatzfunktion zurückführt. Diese Sicht ist zu reduktionistisch. Wenn man wollte, könnte man den Kommunismus mit den gleichen Kategorien beschreiben und hätte dann auch eine »Religion«, keine »Ideologie« vor sich.⁵⁹ Der moderne Nationalismus sprengt den ehemaligen Rahmen des Religiösen und füllt ihn gleichzeitig nicht aus. Die Einteilung der Menschheit in kategoriell identische und doch singuläre Kollektive, die sich autonom organisieren, bedeutet im Vergleich zur bipolaren Hierarchie von Christen und Heiden einen Universalisierungssprung. Es entstehen komplexere und intensivere Konkurrenzstrukturen, die zur Mobilisierungskraft des Nationalismus beitragen. Die Religion behält dabei ihr Monopol auf das übrig gebliebene Jenseits und bleibt eine soziale Potenz, die sich mit dem Nationalismus verbinden kann, ohne von ihm verdrängt zu werden. Niemand würde ja behaupten wollen, im irischen Unabhängigkeitskampf habe der Nationalismus neben den Engländern auch den Katholizismus von der Insel verdrängt.

Das Politikargument: Nationalismus ist ein politisches Prinzip, das die Übereinstimmung staatlicher und nationaler Grenzen sowie die nationale Identität der Regierenden und Regierten fordert. In der Vormoderne haben nationale Artikulationen kulturellen oder religiösen Chauvinismus enthalten, aber keine politischen Forderungen.

Die inhaltliche Reduktion des Nationalismus auf einen politischen Imperativ hat mit den modernistischen Theorien Einzug gehalten. Maßgebend war Gellners Begriffsverständnis.⁶⁰ Ob es Sinn macht, die mo-

58 Vgl. Kap. 2.1.

59 Das Etikett der Ersatzreligion passt hier sogar noch besser: Abgesehen von den Elementen, die im Zusammenhang mit dem Nationalismus erwähnt worden sind, könnte dem Kommunismus eine Bibel (»Das Kapital«), ein Katechismus (»Das kommunistische Manifest«), eine säkulare Heilsgeschichte und ein bipolares Weltbild von Gläubigen und Heiden unterstellt werden. Wie erhellend diese Parallelisierungen zum Verständnis des Kommunismus sind, bleibe dahingestellt.

60 »Nationalismus ist vor allem ein politisches Prinzip, das besagt, politische und nationale Einheiten sollten deckungsgleich sein [...] Das Nationalgefühl ist die Empfindung von Zorn über die Verletzung des Prinzips, oder von Befriedigung angesichts seiner Erfüllung.« Gellner: Nationalismus und Moderne, S. 8.

derne Nationalkultur vom Fußballländerspiel bis zu Literaturpreisen als Anhängsel eines politischen Prinzips zu verstehen, sei hier dahingestellt.⁶¹ Eine andere Frage ist, ob dieses Prinzip modernen Ursprungs ist. Deutsche Humanisten haben schon um 1500 allfällige Ansprüche Frankreichs auf das Elsass mit dem Argument zurückgewiesen, das Gebiet werde seit jeher von Deutschen besiedelt und beherrscht, und die deutsche Nation werde einen Angriff auf ihre Freiheit nie hinnehmen.⁶² Mit diesem nationalen Repräsentationsprinzip waren sie nicht allein. Anlässlich der Königswahl von 1519 postulierten mehrere deutsche Fürsten, Kandidaten aus fremden Nationen seien nicht wählbar.⁶³ Damit formulierten sie wie die Humanisten einen nationalen Repräsentationsanspruch, wenn auch nicht in demokratischem Sinn.⁶⁴ Dass ihr Argument schließlich zur Wahl des spanischen Königs beigetragen hat, verweist zugleich auf einen kleinen, aber feinen Unterschied zum modernen Repräsentationsprinzip: Im 16. Jahrhundert gab es keine verbindlichen Bestimmungen, die die Bedingungen der Nationszugehörigkeit festlegten. Wer sich als Deutscher ausgeben durfte und wer nicht, war eine Ermessensfrage, deren Beantwortung keiner staatlichen Autorität vorbehalten war.

Das Patriotismusargument: Im vormodernen Europa verteilte sich die Vaterlandsliebe auf Städte, Regionen, Territorien und Monarchien. Der monarchische Patriotismus wurde vor allem von Literaten und Juristen getragen. In Deutschland entstand ein spezifischer Reichspatriotismus, der dem Schutz des Reichsgebiets und der Bewahrung der Reichsverfassung galt; seine Berührungspunkte mit dem modernen Nationalismus, der im napoleonischen Zeitalter aufkam, waren gering.

Die modernistischen Theorien verwenden die Begriffe Nationalismus und Patriotismus weitgehend bedeutungsgleich.⁶⁵ Sie ziehen damit die Konsequenz aus einer mit Werturteilen behafteten Unterscheidung, die vor allem in der Nachkriegszeit verbreitet war. Patriotismus, so der dama-

61 Wie Miroslaw Hroch am Beispiel Mitteleuropas gezeigt hat, ist die kulturelle Nationskonstruktion auch im 19. Jahrhundert der politischen zeitlich und kausal vorangegangen, nicht umgekehrt; Hroch: Nationales Bewusstsein, S. 49.

62 Vgl. Kap. 2.2.4. und 4.3.

63 Vgl. Kap. 5.1.1. und 5.1.2.

64 Der Nationsbegriff bezeichnete bei den Humanisten schon klar die deutsche Sprachgemeinschaft, während er bei den Fürsten zwischen sprachlicher und ständischer Bedeutung oszillierte. Auf jeden Fall lässt sich Hans Mommsens Behauptung, der nationale Repräsentationsgedanke sei in der Vormoderne noch inexistent, schwerlich aufrechterhalten; Hans Mommsen: Arbeiterbewegung, S. 22.

65 Explizit Breuilly: Nationalism, S. 17; eher implizit Anderson und Hobsbawm.

lige Tenor, sei die für das Funktionieren des Staats unerlässliche Bürger-tugend, Nationalismus aber die zur schädlichen Intoleranz gesteigerte Bevorzugung der eigenen Nation.⁶⁶

Die beiden Begriffe für die moderne Geschichte synonym zu setzen ist auch sinnvoll, weil sich der politische Vaterlandsdiskurs seit dem 19. Jahrhundert fast ausschließlich auf die Nation bezieht. Dieser Vorgang hat schon in der frühen Neuzeit eingesetzt, alternative Vaterländer aber nicht verdrängt. Damit kommt der Patriotismus für diese Epoche als eigenständige Beschreibungskategorie wieder ins Spiel – allerdings nicht in der üblichen Verwendung, ihn für die Vormoderne und den Nationalismus-begriff für die Moderne zu reservieren.⁶⁷ Realitätsgerechter ist es, für die frühe Neuzeit beide Begriffe als selbständige Kategorien zu verwenden.

»Vaterland« leitet sich vom lateinischen »patria« ab, ist mit diesem aber nicht mehr identisch. Die antike und frühneuzeitliche Bedeutung von »patria« deckt sich eher mit dem heutigen Heimatbegriff. Denn »patria« war nicht gleichbedeutend mit einem politischen Territorium, sondern konnte ein Dorf, eine Stadt, eine Provinz, ein Reich oder auch die Christenheit bezeichnen. Wie der moderne Mensch je nach Standort und Adressat einen engeren oder weiteren Heimatbegriff wählt, besaß der vormoderne Mensch, sofern er etwas herumkam, verschiedene »patriae«. Schon im antiken Rom aber wurde eine ideologische Hierarchie eingeführt. Ein römischer Bürger hatte mindestens zwei Heimaten: seinen Herkunftsort, den er verehrte wie eine abstrakte Muttergestalt und in bukolischer Nostalgie zum Armutsparadies verklärte; und die »patria communis« Rom, die er bis zur Selbstaufopferung lieben musste. Es war dieser militante politische Heimatbegriff, der im Mittelalter auf die europäischen Monarchien und etwas später auf die italienischen Stadtstaaten, deutschen Reichsstädte und Territorien übertragen wurde.⁶⁸ In diesem Zusammenhang ist es erhellend, von einem römischen, monarchischen oder reichsstädtischen Patriotismus zu sprechen. Der Begriff bezeichnet einen spezifischen politischen Diskurs mit defensiver Rhetorik, dessen Leitbegriffe Verteidigung, Freiheit, Liebe und Lob waren.⁶⁹

66 Vgl. etwa Der große Brockhaus, Wiesbaden ¹⁶1953–62, Bd. 8, S. 281, 283; Encyclopaedia Universalis, Paris 1970, Bd. 11, S. 575 f.

67 Gellner: Nationalismus und Moderne, S. 200; Birtsch: Einleitung, S. 2, Sp. 1; Aretin: Reichspatriotismus; Stolleis: Reichspublizistik.

68 Vgl. Kap. 2.1.

69 Grund zur nachträglichen Verherrlichung des Patriotismus auf Kosten des Nationalismus besteht keiner: Der politische patria-Diskurs ist seit jeher ein subtiles, aber umso effizienteres Instrument der Unterwerfung, wirksam nach innen und außen. Er predigt eine Liebe, deren Erfüllung in der Selbstaufopferung des Bürgers

Eine neue Dimension gewann der patria-Diskurs, als ihn deutsche Humanisten mit dem jungen Nationsdiskurs koppelten. Die Humanisten verstanden die deutsche Nation nicht nur als Abstammungs- und Sprachgemeinschaft, sondern auch als Ehrgemeinschaft. Ehre aber ist eine Abgrenzungskategorie, die auf Vergleich und Wettbewerb beruht – in diesem Fall mit anderen Nationen. Aus der Kombination von nationalem Ehrdiskurs und patriotischem Abwehrdiskurs resultierte eine ideologische Dynamisierung, die der Auseinandersetzung mit dem Ausland eine unbekannte Intensität gab.⁷⁰

Wer hier weiterhin von Patriotismus spricht, wird dieser Veränderung nicht gerecht. Noch missverständlicher ist der Begriff des Reichspatriotismus. Er unterstellt die Existenz eines Vaterlandsbegriffs, dessen zentraler Bezugspunkt das Reich gewesen sei. Dem war nicht so. »Patria« und »imperium« wurden in der frühen Neuzeit kaum terminologisch verknüpft. Begriffe wie »patria imperialis« oder »Reichsvaterland« waren unüblich. »Imperium« war ein universalistischer Herrschaftsbegriff, »patria« ein partikularer Raumbegriff; ihre Vereinigung hätte in eine *Contradictio in adjecto* gemündet. Gängig war dagegen seit dem Humanismus die Formel »patria Germania« bzw. »teutsch vatterland«. Sie wurde direkt mit dem Nationsbegriff verknüpft: »Yetzt schrey ich an das vatterlandt / Teütsch nation in irer sprach«, verkündete der Humanist Ulrich von Hutten zu Beginn der Reformation.⁷¹ Vaterland und Reich waren also nur über den Nationsbegriff verbunden. Ein stereotypes Diskursmuster lautete etwa: Wer das deutsche Vaterland verteidigte und lobte, steigerte die Ehre der Nation, die sich damit würdig erwies, das Reich zu besitzen. Auch die so genannten Reichspublizisten des 17. und 18. Jahrhunderts, Experten des öffentlichen Rechts, schrieben nicht als Reichspatrioten, sondern als »teutsche Patrioten« und verteidigten die monströse Reichsverfassung, weil sie in ihr eine Schöpfung des »teutschen Nationalgeists« sahen.⁷²

besteht. Er macht Herrscher zu Dienern einer höheren Gewalt und verleiht ihrer Macht eine sakrale Aura. Er legt eigene Aggression als Notwehr und fremde Verteidigung als Angriff aus, so dass er sich immer im Recht sieht. Und er lässt Fremdenhass im milden Licht der Vaterlandsverehrung erscheinen. Diese Verschleierrfunktionen waren der patriotischen Doktrin von Beginn an eingeschrieben: Die Römer haben im Namen der »defensio patriae« den ganzen Mittelmeerraum unterworfen, die französische Krone hat es ihnen seit dem Spätmittelalter in kleinerem Rahmen nachgemacht, und jüngst marschierten die Vereinigten Staaten mit identischem rhetorischem Getöse im Irak ein.

70 Vgl. Kap. 4.1.1. und 4.1.2.

71 Hutten: Clag, S. 44.

72 Wie konsequent die Kategorie des Reichspatriotismus am Nationsdiskurs der Reichspublizistik vorbeizieht, lässt sich am eindrücklichsten ex negativo quellen-

Mit der Verschmelzung von patria- und natio-Diskurs waren die Leit-motive des Nationalismus versammelt: Ehre, Wettkampf, Freiheit, Lob und Liebe. Daher ist es angebracht, von einem vormodernen Nationalismus zu sprechen. Der Begriff bezeichnet in Abgrenzung zum modernen Nationalismus einen Diskurs, der nur für gewisse Vertreter der Bildungselite autonome Geltung hatte. Je populärer der Nationsdiskurs wurde, desto heteronom wurde er. Die dynastische Politik und die Konfessionalisierung trugen zu seiner beschränkten Wirkung bei. Erst als sie zurückgedrängt waren, entfaltete er sich von seiner bestehenden Basis aus.

Massenwirksam wurde der moderne Nationalismus also nicht, weil er ideelles Neuland betrat, sondern weil die Massen im modernen Staat zum politischen Faktor wurden. Erst die Doktrin der Volksherrschaft eröffnete dem Nationsdiskurs ein breites Wirkungsfeld. Den Agenten des Nationalismus, weiterhin rekrutiert aus der nichtadligen Bildungselite, diente die Popularisierung ihrer Ideologie als Steigbügel zur politischen Macht. Dahinter musste keine Absicht stecken. Den Anfang machte die demokratische Modifikation des nationalistischen Repräsentationsgedankens zu Beginn der Französischen Revolution.⁷³ Fortan blieb die schleichende Nationalisierung breiter Schichten mit dem ebenso zögerlichen Demokratisierungsprozess eng verflochten.⁷⁴ Auch demokratiefeindliche Nationalisten konnten sich dieser Dialektik nicht entziehen, stand das Volk doch im Zentrum ihres Denkens und stieg zum Publikum ihrer Propaganda auf. Vom Nationalismus durchdrungen waren die westeuropäischen Gesellschaften erst im Verlauf des Ersten Weltkriegs, in Mittel- und Osteuropa sogar erst in der Zwischenkriegszeit.⁷⁵

nahen Studien entnehmen; vgl. etwa Aretin: Reichspatriotismus; Stolleis: Reichspublizistik.

73 Dann: Nationsbildung, S. 30 f.

74 Hayes: The Rise of Nationalism, in: ders.: Essays, S. 48 f.; Breuilly: Nationalism, S. 49.

75 Weber: Peasants, S. 241-243; Hroch: Nationales Bewusstsein, S. 49.

1.2. Die Methodenfrage

Die Schwächen der vorherrschenden Kriterien zur Unterscheidung von vormoderne und moderne Nationenbildung sind auf einen Mangel an theoretischer Durchdringung zurückzuführen. Daher wird im Folgenden eine eigene Theorie der Nationalisierung Europas entwickelt. Sie beruht auf einer diskursanalytischen Methode, die aus der kritischen Analyse der führenden konstruktivistischen Nationalismustheorien gewonnen wird. Diese haben der Forschung faszinierende, aber unsichere Wege erschlossen.

1.2.1. Vorteile einer konstruktivistischen Nationalismustheorie

Ein wichtiger Grund für den Erfolg der modernistischen Theorien ist ihre konstruktivistische Sprache. Sie entlarvt die nationalistische Doktrin auf Schritt und Tritt als falsches Bewusstsein. Damit befriedigen die Modernisten – zumindest in Wissenschaftskreisen – ein breites Bedürfnis nach Distanzierung vom nationalistischen Diskurs. So legitim dieses Bedürfnis ist, zur Rechtfertigung eines konstruktivistischen Erklärungsansatzes genügt es nicht. Daher sollen im Folgenden die heuristischen Möglichkeiten einer konstruktivistischen Nationalismustheorie abgesteckt werden. Es wird interessant sein zu sehen, dass die besprochenen Nationalismustheorien den Anforderungen der konstruktivistischen Methode nur bedingt genügen.

Ausgangspunkt des konstruktivistischen Denkens war die »kopernikanische Wende« in der Erkenntnistheorie Immanuel Kants. Die Wirklichkeit als Summe objektiver Tatsachen existierte für Kant nicht an sich, sondern nur durch die Erkenntnisleistung des Subjekts. Realität wurde ein durch die Möglichkeiten und Grenzen des menschlichen Sinnesapparats und Verstands bedingtes Konstrukt. Kants erkenntnistheoretischer Ansatz erfuhr im Zug des so genannten Neukantianismus seit etwa 1870 eine sukzessive Ausweitung auf andere Wissenschaftszweige.¹ Wegweisend blieb die Überzeugung, dass jede Form von Wirklichkeit durch das Denken erzeugt werde. In der jungen Disziplin der Soziologie führte der Konstruktivismus zu den interaktionistischen bis idealistischen Ansätzen eines

1 Umfassend zum Neukantianismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts Orth / Holzhey (Hg.): Neukantianismus; Köhnke: Entstehung; zur jüngsten Renaissance des Neukantianismus in neuer Einkleidung Oexle: Geschichte, S. 16.

Georg Simmel und Max Weber.² Sie standen nicht nur in Opposition zur materialistischen Gesellschaftstheorie von Marx und Engels, sondern auch zum naturwissenschaftlich inspirierten Positivismus eines Auguste Comte und Emile Durkheim. Maßgeblich vermittelt durch die »Wissenssoziologie« Karl Mannheims, übernahm die amerikanische Soziologie der Nachkriegszeit den Konstruktivismus und verknüpfte ihn mit interaktionistischen Modellen.³ Berger und Luckmann etwa leiteten die Vielfalt soziokultureller Konstruktionen von der »außerordentlichen Elastizität« ab, die der menschliche Organismus in seiner Reaktion auf Umweltkräfte entfalte.⁴

Ein anderer neukantianischer Wissenschaftsstrang bemächtigte sich der Sprachphilosophie. Konstruktivistische Linguisten führten die menschliche Wahrnehmung von Wirklichkeit nicht auf den Verstand oder den Sinnesapparat zurück, sondern auf die Sprache. Die Annahme einer vordiskursiven Wirklichkeit lehnten sie ab. Dieses Verständnis der Linguistik als Erkenntnistheorie haben Anfang des 20. Jahrhunderts Ernst Cassirer und Ludwig Wittgenstein geprägt.⁵ Unter dem Dachbegriff »linguistic turn« fand es seit den siebziger Jahren breite Aufnahme in den Humanwissenschaften. Die Sprache als Baumeisterin der menschlichen Welt zu verstehen eröffnete vor allem den Literatur- und Sprachwissenschaften neue Perspektiven.⁶ Sowohl Derridas antiphänomenologischer Dekonstruktivismus als auch Barthes' Strukturalismus und Foucaults Diskurstheorie bauen auf der neukantianischen Sprachphilosophie auf.⁷

2 Simmel fragte 1908 in Anlehnung an Kant nach den Bedingungen, unter denen Gesellschaft möglich sei, und antwortete mit drei soziologischen »Apriori«; Simmel: Soziologie, S. 42-61; Webers produktive Weiterführung des Neukantianismus fand ihren Ausdruck u.a. im Konzept des Idealtypus, den er als »gedankliche Konstruktion zur Messung und systematischen Charakterisierung von individuellen, d.h. in ihrer Einzigartigkeit bedeutsamen Zusammenhängen« bezeichnete; exemplarisch für Webers methodischen Idealismus ist auch seine Herleitung des Kapitalismus aus dem protestantischen Denken; Weber: Die protestantische Ethik, S. 17 f.; ders.: Die »Objektivität«, S. 201 (Webers Kritik an der substantialistischen Geschichtsauffassung ebd. S. 195); dass Andersons Ansatz der »imagined community« von Webers Theorie der »Vergesellschaftung« aus weitergedacht werden kann, hat Philipp Sarasin demonstriert – und damit auch die methodische Anlehnung der konstruktivistischen Nationalismustheorie an die neukantianische Soziologie angedeutet; Sarasin: Geschichtswissenschaft, S. 150-164.

3 Keller: Wissenssoziologische Diskursanalyse, S. 114-118.

4 Berger / Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion, S. 51.

5 Iggers: Zur »Linguistischen Wende«, S. 569.

6 Zum Nutzen und Nachteil des »linguistic turn« für die Geschichtswissenschaft vgl. ebd., S. 557-570.

7 Die französischen Verfechter des »linguistic turn« haben sich lieber in der Tradition

Gellner und Anderson knüpfen in ihren Nationalismustheorien sowohl an den soziologischen Konstruktivismus als auch an den »linguistic turn« an, wenn auch in divergierender Form.⁸ Dem »linguistic turn« Bahn gebrochen hat Gellner mit der Umkehrung der herkömmlichen Kausalabfolge: »Es ist der Nationalismus, der die Nationen hervorbringt, und nicht umgekehrt.«⁹ Dieser Inversion liegt ein umfassender Sprachbegriff zugrunde: »Sprache ist [...] mehr als ein Werkzeug der Kultur, sie *ist* Kultur.«¹⁰ Allerdings bringt sich Gellner selber um die Früchte seiner Definitionen. Gefangen in der Polemik gegen Elie Kedouries idealistische Herleitung des Nationalismus, lehnt er jede Beschäftigung mit dem nationalistischen Diskurs ab. Dabei bedient er sich einer ebenso kühnen wie widersprüchlichen Argumentation: Im Gegensatz zum Marxismus habe der Nationalismus keine großen Denker hervorgebracht, sondern jeder seiner Apostel sei ersetzbar: »War einer von ihnen gescheitert, trat problemlos ein anderer an seine Stelle.«¹¹ Man mag gegen diese Behauptung einwenden, der moderne Nationalismus sei wesentlich von den Gesellschaftstheorien Rousseaus und Herders angestoßen worden.¹² Aufschlussreicher sind aber Gellners eigene Folgerungen. Die Erste lautet: »Ihre eigentlichen Doktrinen sind die Analyse kaum wert.« Und in einem weiteren argumentativen Sprung:

Nietzsches gesehen, dabei aber im Boden, auf dem sie standen, nicht sehr tief gegraben; zu ihrer Selbsterleitung vgl. Sarasin: Diskurstheorie, S. 59.

- 8 Hobsbawms Konzept der »Invention of Tradition« dagegen ist aus der marxistischen Ideologiekritik geschöpft. Seine Differenzierung zwischen echter und erfundener Erinnerungskultur ist mit konstruktivistischem Denken nicht vereinbar. Hobsbawm sprang denn auch erst auf den konstruktivistischen Zug auf, als dieser schon in voller Fahrt war. Zu einem überzeugten (und überzeugenden) Passagier hat er sich dabei nicht gewandelt. Mit dem Wissenschaftsverständnis der Postmoderne, das sich den »linguistic turn« zu Eigen gemacht hat, kann sich Hobsbawm als Verfechter einer materialistischen Sozialgeschichte »von unten« ohnehin nicht anfreunden; Hobsbawm: Nationen, S. 20 f.; ders.: Gefährliche Zeiten, S. 335-338.
- 9 Gellner: Nationalismus und Moderne, S. 87; zuvor schon ders.: Thought, S. 169.
- 10 »Language is, as Vico saw, more than a tool of culture, it is culture.« Gellner: Thought, S. 195.
- 11 Gellner: Nationalismus und Moderne, S. 182; ähnlich stellt Anderson fest: »Der »politischen« Macht des Nationalismus steht seine philosophische Armut oder gar Widersprüchlichkeit gegenüber. Mit anderen Worten: Anders als alle anderen Ismen hat der Nationalismus nie große Denker hervorgebracht – keinen Hobbes, keinen Marx und keinen Weber.« Anderson: Die Erfindung, S. 14.
- 12 Auch der humanistische Nationalismus ist ohne Petrarcas Säkularisierung und Verabsolutierung des Barbarenbegriffs undenkbar; vgl. auch O'Learys Kritik an Gellner in diesem Punkt: Ernest, S. 68.

Allgemein gesprochen leidet die nationalistische Ideologie durchgehend unter falschem Bewusstsein. [...] Ihr Selbstbild und ihr wahres Wesen [true nature] stehen in umgekehrtem Verhältnis zueinander, mit einer ironischen Genauigkeit, die auch von anderen erfolgreichen Ideologien selten erreicht wurde.¹³

Hier bewegt sich Gellner nicht mehr auf dem Boden des »linguistic turn«. Seine Kritik des Nationalismus folgt vielmehr der marxistischen Einstellung zur Religion: Da das Christentum ein inkohärentes Gedankengemisch sei, erübrige sich eine philosophische Auseinandersetzung mit ihm.¹⁴ Tertium comparationis von Gellners Metaphorik ist das Falsche und Verlogene, das er mit dem wahren Gesicht des Nationalismus konfrontieren will. Dieser Anspruch ist substantialistisch und hat mit Konstruktivismus nichts zu tun. Seine Umkehr der herkömmlichen Kausalabfolge ist nicht viel mehr als ein plakativer Aufhänger. Eine Nationalismustheorie, die beim »linguistic turn« ansetzt, kommt, wenn sie konsequent vorgeht, um eine Diskursanalyse nicht herum.

Anderson hat diesen Weg weiter beschritten. An den »linguistic turn« angelehnt sind vor allem seine Ausführungen über die Wahrnehmungsformen der Zeit. Er leitet die neue Vorstellung der Gleichzeitigkeit aus den narrativen Strukturen des Romans und der Zeitung ab, misst also diskursiven Ordnungen eine wirklichkeitsbildende Kraft zu.¹⁵ Damit versucht er, die Bedingung der Vorstellbarkeit eines abstrakten kollektiven Akteurs aufzuschlüsseln. Im Gegensatz zu Gellners methodischer Mixtur ist dieses Vorgehen in sich stimmig. Die Probleme liegen außerhalb: Zum einen hat sich schon die Christenheit als abstrakten Körper, als »Corpus Christi mysticum«, definiert, und noch im Mittelalter haben die westeuropäischen Monarchien dieses Konzept übernommen und mit der königlichen »res publica« verknüpft.¹⁶ Zum andern ist der Nationalismus gerade von jenem vormodernen Zeitverständnis durchdrungen, das Anderson vom neuzeitlichen Konzept der Gleichzeitigkeit verdrängt sieht: Die Nation wird als überzeitliche Einheit von Gestorbenen, Lebenden und Ungeborenen vorgestellt, die alle für einander verantwortlich sind. Man könnte hier von einer diachronen Gleichzeitigkeit sprechen. Das ganze Gerede von nationalem Erbe und nationaler Bestimmung resultiert aus diesem Denken.

13 Gellner: Nationalismus und Moderne, S. 182 f. (engl. Ausgabe: Nationalism, S. 125).

14 O'Leary: Ernest, S. 67.

15 Anderson: Die Erfindung, S. 27-38.

16 Vgl. Kap. 2.1.1.

Auch Andersons Konzept der »imagined community« baut auf dem »linguistic turn« auf.¹⁷ »Vorgestellt« seien Gemeinschaften, die nicht auf Face-to-face-Kontakten ihrer Mitglieder beruhen.¹⁸ Das gelte für alle, die größer als ein Dorf seien. Damit unterscheide er nicht nach der Echtheit, sondern der Konstruktion einer Gemeinschaft. Unter den vorgestellten Gemeinschaften hebe sich die Nation durch ihre räumliche Beschränktheit und ihre Souveränität ab. Trotz dieser Präzisierungen wurde Anderson vorgeworfen, der Begriff der »imagined community« sei eine Quelle von Missverständnissen. »Imagination« rufe gerade jene Assoziationen wach, die Anderson vermeiden wolle: den angeblich illusorischen und fabrizierten Charakter der Nation.¹⁹ Tatsächlich ist die Gegenüberstellung von vorgestellten und Kontaktgemeinschaften mehrdeutig. Sie widerspricht dem konstruktivistischen Prinzip, dass jede Gemeinschaft einem Vorstellungsakt entspringe, und weckt zwangsläufig die Assoziation von Echtem und Unechtem. Zusätzlich verwirrend wirkt, dass Anderson den Begriff »imagined« inkonsequent verwendet und damit den Eindruck entstehen lässt, man habe es doch überall mit vorgestellten Gemeinschaften zu tun.²⁰ Einfacher und klarer dürfte die Unterscheidung von »abstrakten« und »konkreten« Gemeinschaften sein, gemessen an der gegenseitigen Bekanntschaft ihrer Mitglieder und der sinnlichen Erfahrbarkeit des Kollektivs.²¹

Zur Rezeption des soziologischen Konstruktivismus: Gellners Nationalismustheorie scheint auf den ersten Blick in dessen direkter Nachfolge zu stehen. Er macht die Durchsetzung neuer Ideologien von gesellschaftlichen Faktoren abhängig und beschreibt die Ausdrucksformen mensch-

17 Andersons Schlagwort der »vorgestellten Gemeinschaft« wird in der deutschen Forschung gerne auf Emeric Francis' Konzept der Nation als »gedachte Ordnung« zurückgeführt oder mit diesem sogar gleichgesetzt. Die terminologische Ähnlichkeit ist aber trügerisch: Anderson leitet seinen Begriff ganz anders ab und bezieht sich mit keinem Wort auf Francis; vgl. Francis: *Ethnos*, S. 87-95.

18 Anderson: *Die Erfindung*, S. 15.

19 Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass gerade Schüler Gellners am meisten auf diesem Punkt insistiert haben; Smith: *Nationalism*, S. 142; O'Leary: *Ernest*, S. 82 (Fußnote 30).

20 So konzidiert Anderson unmittelbar nach seiner kapitalen Unterscheidung, dass »vielleicht« auch die Kontaktgemeinschaften imaginiert seien – eine Ergänzung, die die deutsche Übersetzung glatt weglässt! –, und plädiert schließlich dafür, dass alle Gemeinschaften nach der Art, »wie sie vorgestellt werden«, zu untersuchen seien. Daraus ließe sich ableiten, der Begriff der »imagined community« beziehe sich letztlich auch auf Gemeinschaften mit Face-to-face-Kontakten; Anderson: *Imagined Communities*, S. 6 (deutsche Ausgabe: S. 15).

21 Diese Unterscheidung ist auf Paul James gestützt in: *Nation*, S. 104 f.

licher Kultur als Konstruktionen von relativer Dauer. Diesen oberflächlichen Anleihen ist aber ein gegenläufiger »Subtext« unterlegt. Bei seiner Unterscheidung von Moderne und Vormoderne operiert Gellner mit Kategorien, die der romantisch geprägten Zivilisationskritik des 19. Jahrhunderts entlehnt sind. Im Zentrum steht wiederum die Ideologiekritik des Nationalismus. Zuerst vergleicht Gellner den Menschen des agrarischen Zeitalters mit einer »natürlichen Spezies«, den »industriellen Menschen« aber mit einer »künstlich hergestellten oder gezüchteten Spezies«, die in »einer Art Riesenaquarium oder Luftkammer« lebe.²² Arbeitet Gellner hier noch mit einem Vergleich, so wählt er bei der Beschreibung der jeweiligen Sozialisierungsformen eine direktere Sprache. Dabei ordnet er der Vormoderne die Kategorie der Gemeinschaft zu, mit Attributen wie »echt«, »lokal«, »ländlich«, »zusammengehalten durch Volkskulturen« und auf »eigenen Traditionen« beruhend. Für die Moderne dagegen reserviert er den Begriff der Gesellschaft und ordnet ihm »austauschbare, atomisierte Individuen«, »Masse«, »Bürokratie« und »technologische Kommunikation« zu.²³

Mit diesen Kategorien fällt Gellner hinter den Beginn der konstruktivistischen Soziologie im 19. Jahrhundert zurück. Seine Opposition von Gemeinschaft und Gesellschaft entstammt der 1887 publizierten Typenlehre sozialer Grundformen von Ferdinand Tönnies. Diese präsentierte eine Gegenüberstellung nach »dem alten aristotelischen Gegensatz des Organismus und des Artefakts«.²⁴ In ihr verarbeitete Tönnies die Krise des Fortschrittsglaubens, die die Rezession der 1870er Jahre ausgelöst hatte. Mit dem Konzept von Gemeinschaft und Gesellschaft schuf er nicht nur einen soziologischen, sondern auch einen historischen Dualismus. Die Studie geriet zu einem originellen, aber nostalgischen Rückblick auf die vermeintliche Natürlichkeit des vormodernen Lebens.²⁵ Ihre Unterschei-

22 Gellner: Nationalismus und Moderne, S. 80 f.

23 Dabei gelangt Gellner zu verwirrenden Bemerkungen wie dieser: »Vor dem Nationalismus bestand Deutschland aus einer Vielzahl echter [genuine] Gemeinschaften [...]. Nach dem Nationalismus war das vereinte Deutschland in erster Linie eine industrielle Massengesellschaft [Postnationalist united Germany was mainly industrial and a mass society].« Will er damit behaupten, dass der Nationalismus in Deutschland nach 1871 passé gewesen sei? Ebd., S. 89, 183 (engl. Ausgabe: Nationalism, S. 124).

24 Tönnies: Gemeinschaft, S. XXXV; zur Herleitung von Tönnies' Soziologie vgl. Dahme: Der Verlust; Oexle: Kulturwissenschaftliche Reflexionen, S. 117-122.

25 »Zwei Zeitalter«, so fasste Tönnies am Ende des Buches zusammen, »stehen [...] in den großen Kulturentwicklungen einander gegenüber: ein Zeitalter der Gesellschaft folgt auf ein Zeitalter der Gemeinschaft.« Wie fatalistisch ablehnend er der Modernisierung gegenüberstand, lässt sich seinen Bemerkungen entnehmen,

derung zwischen natürlichen und künstlichen Lebensformen, die Gellner aufgreift, hat sich als erkenntnishinderlich und ideologisch verfänglich erwiesen. Die Variabilität menschlicher Sozialisation ist auf jeder Zivilisationsstufe zu groß, um auf einen organischen Kern zurückgeführt zu werden. Wer Gesellschaften daran misst, inwieweit sie die menschliche Natur bewahrt haben, legt einen normativen Maßstab an, der von romantischen Idealen geeicht ist. Weder der Kapitalismus noch das menschliche Sexualverhalten lassen sich mit diesem Maßstab kategorisieren.²⁶

Die Analyse von Gellners und Andersons Methoden führt zu folgendem Zwischenfazit: Wer den Konstruktivismus abschwächt oder inkonsequent umsetzt, bewegt sich rasch in substantialistischen Untiefen. Methodisch vertretbar ist nur ein Konstruktivismus, der alle Bereiche des menschlichen Lebens als »unnatürlich«, d.h. vom menschlichen Subjekt und von der Gesellschaft gestaltet, annimmt.²⁷ Das bedeutet zugleich, dass noch nichts gesagt ist, wenn man die Nation als Konstrukt bezeichnet. Eine konstruktivistische Methode wird erst fruchtbar, wenn sie die Herausbildung, Durchsetzung und Wandlung der Nation zu erklären vermag. Auf dieser Grundlage lassen sich Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu vergleichbaren Kollektiven herausarbeiten. Der Hauptvorteil gegenüber alternativen Theorien besteht darin, dass die Annahme einer stabilen »condition humaine« wegfällt. Damit wird es möglich, die Wandlungsfähigkeit des Nationalismus darzustellen und seine vorübergehenden Konjunkturen in der Vormoderne sowie seinen langfristigen Erfolg in der Moderne zu erklären.

Eine konstruktivistische Methode mit umfassendem Erklärungsanspruch und direktem Quellenbezug ist die Diskursanalyse.²⁸ Zu ihren

der Mensch gehe »in die Gesellschaft wie in die Fremde«, während das Leben in der Gemeinschaft Geborgenheit verheißt und vom »Miteinander-Wirken und Walten in der gleichen Richtung« gekennzeichnet sei; Tönnies: *Gemeinschaft*, S. 3-5, 14, 251.

- 26 »Für die Völkerkunde ist es ein Gemeinplatz, dass die Arten und Weisen, Mensch zu werden und zu sein, so zahlreich sind wie die menschlichen Kulturen. Menschsein ist sozio-kulturell variabel. Mit anderen Worten: Eine biologische Natur des Menschen, die als solche sozio-kulturelle Gebilde und ihre Mannigfaltigkeit bestimmte, gibt es nicht.« Berger / Luckmann: *Die gesellschaftliche Konstruktion*, S. 51.
- 27 Schmidt: *Der Radikale Konstruktivismus*, S. 40 f.; vgl. auch Hejl: *Konstruktion*, S. 305.
- 28 Der Begriff Diskursanalyse wird hier nicht bedeutungsideologisch mit dem engl. »discourse analysis« verwendet, sondern vielmehr in der Tradition der »Analyse von Diskursen«, wie sie in den sechziger Jahren in Frankreich angestoßen worden ist; vgl. Keller / Hirsland / Schneider / Viehöver: *Zur Aktualität*, S. 10 f.

Vorteilen gehört, dass sie mit überprüfbarem Material arbeitet, dieses räumlich und zeitlich verortet, sozialgeschichtlich vernetzt und ins Kontinuum längerfristiger Diskurse einreicht. Die Datenfülle, die sich mit Textvergleichen erstellen lässt, macht die Diskursanalyse zum geeigneten Werkzeug für eine Modellbildung der Nationalisierung. Sie eröffnet die Möglichkeit, die Erfordernisse und Hindernisse des Nationalismus auf der sozialen Makro- und Mikro-Ebene zu untersuchen. Zudem ist sie epochenübergreifend anwendbar; die moderne Nation ist genauso diskursives Produkt und diskursive Realität wie die vormoderne – bloß von breiter verankerten Diskursen mit den entsprechenden Konsequenzen, die man als Nationalisierung des Alltags²⁹ bezeichnen kann.³⁰

Im Unterschied zur ideengeschichtlichen Hermeneutik hebt die Diskurstheorie den einzelnen Autor und Text nicht in den Rang eines Mikrokosmos. Diskurse, verstanden als habituelle Sprechpraktiken, sind nicht an die Materialität des Buches und des Autors gebunden.³¹ Buchdeckel sind keine Diskursgrenzen, genauso wenig wie zwischen zwei Buchdeckeln nur *ein* Diskurs geführt wird. Die Einheit eines Diskurses lässt sich anhand von rhetorischen Ritualen, motivischen Kontinuitäten, kontextuellen Bezügen und personellen Netzwerken festlegen.³² Im Fall des humanistischen Nationsdiskurses gehören zu den rhetorischen Ritualen die Aufrufe an die Fürsten im Namen der »defensio patriae« und des »honor nationis«, zu den motivischen Kontinuitäten die Antibarbaries und Antiromanitas, zu den kontextuellen Bezügen die Propaganda der Habsburger und zu den personellen Netzwerken die überregionalen Gelehrtenkontakte.³³

Im Unterschied zum Marxismus versteht die Diskurstheorie habituelle Redestrategien nicht nur als Unterdrückungsinstrumente der herrschenden Klasse. Diskurse beherrschen bis zu einem gewissen Maß ihre eigenen Initianten und Repräsentanten. Einmal öffentlich gemacht, entwickeln sie eine Eigendynamik und sind nur noch begrenzt kontrollierbar. Man

29 Haupt / Tacke: Die Kultur, S. 281-283.

30 Daher ist Herfried Münklers Vorschlag abzulehnen, den Begriff des Nationsdiskurses auf die Vormoderne einzuschränken und nur für die Moderne von Nationalismus zu sprechen; Münkler u.a.: Nationenbildung, S. 16 f.

31 Link: Literaturanalyse, S. 284.

32 Eher für die Linguistik, aber weniger für die historischen Sozialwissenschaften praktikabel sind die Diskursbegriffe von Foucault und Busse / Teubert; Foucault: Die Ordnung, S. 33; ders.: Archäologie, S. 156; Busse / Teubert: Ist Diskurs, S. 14; eine Kritik von Busse und Teubert in Jung: Diskurshistorische Analyse, S. 31-33.

33 Vgl. Kap. 4.

kann Diskurse daher als soziale Akteure beschreiben.³⁴ Das impliziert zugleich, in ihnen nicht – wie in der Literaturwissenschaft geschehen – unbewegte Beweger zu sehen, die zuerst sich selbst, dann ein Stück Welt zeugen und sich anschließend wieder entsorgen.³⁵ Die Konstruktion von Diskursen ist nicht nur eine diskursive Angelegenheit. Ihre Analyse hängt im Leeren, wenn sie nicht das Spannungsfeld von sozialen, politischen und wirtschaftlichen Kräften einbezieht.³⁶ Die methodische Kombination von »linguistic turn« und soziologischem Konstruktivismus beruht auf der Annahme, dass die Wirklichkeitsschöpfung von Diskursen in Abhängigkeit von Konstruktionen nichtdiskursiver Art steht: »Während linguistische Unterschiede die Gesellschaft strukturieren, strukturieren soziale Unterschiede die Sprache.«³⁷

Diese Abhängigkeit hat die deutschsprachige Nationalismusforschung im Anschluss an die modernistische Wende mit dem Begriff der kollektiven Identität zu erfassen versucht.³⁸ Seine wissenschaftliche Konjunktur steht allerdings in Kontrast zu seinem theoretischen Gehalt.³⁹ Definitionen sucht man vergebens, der Begriff wird verwendet, als bezeichne er eine feste Größe.⁴⁰ Dabei liegt ihm der Ansatz zugrunde, menschliche Kollektive als autonome Handlungseinheiten zu verstehen, die sich durch Selbst- und Fremdzuschreibung spezifischer Eigenschaften konstituieren. Der Begriff der kollektiven Identität ist folglich an die Annahme eines kollektiven Akteurs gebunden – eine Metapher, die aus Theorien über individuelle Identität stammt. Damit wird jedoch, und dies scheint oft übersehen zu werden, der wissenschaftliche Diskurs über Nation und Nationalismus wieder in die aristotelische Steigerungsreihe des Gemeinschaftlichen gestellt, die bei der Familie beginnt und bei der Nation ihren

34 Wie der humanistische Nationsdiskurs seinen Initianten im Zeitalter der Reformation aus den Händen gleitet und sich z. T. sogar gegen ihre eigenen Absichten richtet, wird in Kap. 5 beschrieben.

35 Hanisch: Die linguistische Wende, S. 217; zu Foucaults Verständnis der Diskursanalyse als Gesellschaftstheorie vgl. Bublitz: Diskursanalyse, S. 23 f.

36 Reiner Keller hat denn auch die konstruktivistische Theorie Bergers und Luckmanns in überzeugender Weise um ein »Diskurskapitel« ergänzt; Keller: Wissenssoziologische Diskursanalyse, S. 114-140; Berger / Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion.

37 Iggers: Zur »linguistischen Wende«, S. 570.

38 Der Begriff ist in den Theorien von Deutsch, Gellner, Hobsbawm und Anderson noch irrelevant.

39 Eine bissige, wenn auch unsystematische Kritik des Begriffs bei Niethammer: Kollektive Identität.

40 Berding (Hg.): Nationales Bewusstsein; Giesen (Hg.): Nationale und kulturelle Identität; ders.: Kollektive Identität.

Gipfel erreicht.⁴¹ Mit anderen Worten: Wer von der kollektiven Identität der Nation spricht, evoziert das gleiche Bild, das Meinecke seinerzeit emphatisch als »Makroanthropos und potenziertes Individuum« bezeichnet hat.⁴² Insofern wirkt der Begriff auch im sozialwissenschaftlichen Diskurs wie »des Kaisers neues Kleid.«⁴³ Mag die Metapher des kollektiven Akteurs für eine Fußballmannschaft noch sinnvoll sein, so ist sie es für die Nation höchstens aus der Perspektive von Nationalisten.⁴⁴ Berger und Luckmann haben denn auch die kollektive Identität als sozialwissenschaftliche Kategorie abgelehnt, weil sie mit dem Konstrukt der individuellen Identität nicht kompatibel sei, sondern in Konkurrenz zu diesem trete, ohne eine Alternative zu bieten. Stattdessen schlagen sie den Begriff des Identitätstypus vor. Dieser erfasse stereotype Merkmale *individueller* Identität, die als Produkt spezifischer Gesellschaftsstrukturen zu verstehen seien.⁴⁵ Die vorliegende Studie folgt Berger und Luckmann insoweit, als sie die nationalistische Konstruktion eigener und fremder Identität als Diskurs »kollektiver Stereotypisierung« beschreibt. In kaum einem anderen Bereich lässt sich die Macht der Diskurse so deutlich herausarbeiten wie hier.⁴⁶

Damit die Diskursanalyse nicht bei der linguistischen Analyse von Texten verharrt und ins Fahrwasser der alten Ideengeschichte gerät, bedarf es eines methodischen Instruments, das Diskurse mit sozialen Strukturen und Transformationen verbindet. Zu diesem Instrument haben jüngere Diskurstheorien den Ideologiebegriff aufgebaut.⁴⁷ Mit ihm bezeichnen

41 Schon Hans Kohn hat sich in seiner Nationalismustheorie von diesem Babuschka-Prinzip des Gemeinschaftlichen distanziert, weil es dem abstrakten Charakter der Nation nicht gerecht werde; Kohn: *Die Idee*, S. 14.

42 Meinecke: *Weltbürgertum*, S. 16; das Aufgehen des Individuums im »Körper der Nation« gehörte zu Beginn des 20. Jahrhunderts gerade in Universitätskreisen zum Standardrepertoire der nationalistischen Rhetorik – wobei die Metapher gleichzeitig dazu diente, das soziale Gefälle innerhalb der Nation zu rechtfertigen und zu zementieren; vgl. Jansen: »Deutsches Wesen«, S. 204 f.

43 Niethammer greift auf diesen Vergleich in seiner Kritik an der »neuen Rechten« in der Bundesrepublik zurück, die den Begriff der kollektiven Identität in den siebziger und achtziger Jahren für ihre politischen Parolen entdeckt habe; Niethammer: *Kollektive Identität*, S. 489 f.

44 Der Begriff der kollektiven Identität hat denn auch eine braune Vorgeschichte in der phänomenologischen Soziologie der zwanziger und dreißiger Jahre (z.B. im Werk Othmar Spanns), und zwar als Verdinglichung individueller Identität in der Masse; vgl. Berger / Luckmann: *Die gesellschaftliche Konstruktion*, S. 185 (Fußnote 40).

45 Ebd., S. 185 f.

46 Vgl. Kap. 3.4. und 4.1.6.

47 Donati: *Die Rahmenanalyse*, S. 147 f.; Hirsland / Schneider: *Wahrheit*.

sie nicht nur geschlossene rationale Systeme, sondern alle Redepraktiken, die einen »universalisierbaren Sinnhorizont aufzuspannen« versuchen.⁴⁸ »Ideologie« kann damit als »Werkzeugkasten« verstanden werden, »den Akteure gemäß ihren Bedürfnissen (und Interessen) gebrauchen«.⁴⁹ Bei dieser terminologischen Öffnung bleibt es nicht. Auf diskurstheoretischer Basis ist es unzureichend, in Ideologien Verschleierungstechniken zur nachträglichen Zementierung gesellschaftlicher Gefälle zu sehen. Teilt man die Prämisse, dass Diskurse Wirklichkeit konstruieren, so ist die Wirkung von Ideologien als selbstreferentiell zu bezeichnen: Sie reden einer Realität das Wort, die sie selber maßgeblich geschaffen haben. Ihre Verschleierungsleistung besteht darin, die eigene Schöpfung als natürlich und damit notwendig darzustellen. In Weiterführung von Bourdieus Kapitaltheorie lässt sich der Ideologiebegriff auf jene Diskursformen beziehen, die die Techniken der Kapitalakkumulation und -konvertierung in universeller Absicht festschreiben und gleichzeitig zu altruistischen Verhaltensregeln verbrämen.⁵⁰ Auf dieser Grundlage erübrigt sich die erkenntnistheoretisch unhaltbare Verwendung des Ideologiebegriffs als »Bezichtungsinstrument« für falsches Bewusstsein.⁵¹ Zugleich behält er aber die kritische Stoßrichtung, diskursive Praktiken auf ihre Gebundenheit in sozialen Machtstrukturen hin zu hinterfragen.⁵²

Mit diesem methodischen Konzept kann Nationalismus sowohl als Diskurs als auch als Ideologie beschrieben werden. Die Kombination beider Begriffe eröffnet die Chance, die Konstruktion der Nation unter zwei verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten. Legt der Ideologiebegriff den Akzent auf konstante Leit motive des Nationsdiskurses und ihre variable soziopolitische Verwendung, so betont der Diskursbegriff die Dynamik der fortwährenden Konstruktion, Dekonstruktion und Neukombination

48 Hirsland / Schneider: Wahrheit, S. 392; ihre zusätzliche Präzisierung der Ideologie als »totalisierend« wird hier fallen gelassen, weil sie die Elastizität des Ideologischen in diskursiver *und* kontextueller Hinsicht verneint und der Ideologiekritik wieder die alte Pflicht auferlegt, falsches Bewusstseins zu zertrümmern.

49 Donati: Die Rahmenanalyse, S. 148.

50 Bourdieus Kapitaltheorie bietet sich für eine soziologische Fundierung des Ideologiebegriffs deshalb an, weil sie die Verschleierungsleistung der gesellschaftlichen Kapitalbildung und -transformation in den Mittelpunkt stellt, ohne aber einen marxistischen Ideologiebegriff zu bemühen; Bourdieu: Ökonomisches Kapital, S. 184, 196.

51 Sandkühler: Ideologie, in: ders. (Hg.): Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, Bd. 2, S. 617, zit. nach Hirsland / Schneider: Wahrheit, S. 373.

52 Hirsland / Schneider: Wahrheit, S. 373, 393-397.